This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

**Usage guidelines**

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

**About Google Book Search**

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

**Über dieses Buch**

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

**Nutzungsrichtlinien**

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

**Über Google Buchsuche**

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

WIDENER
HN PLEW V

Aus 4957.12.5

**Harvard College Library.**

FROM THE

GEORGE B. SOHIER PRIZE FUND.

The surplus annual balance "shall be expended for books for the library."
— *Letter of Waldo Higginson.*
*Jan. 10, 1893.*

Received 5 March, 1898.

# Aus dem Bregenzer Wald.

# Literarische Anzeige.

In demselben Verlage sind ferner erschienen:

Armand, **Bis in die Wildniß.** Reise-Roman. 4 Bände. 8. 5 Rthlr.

Armand, **Alte und neue Heimath.** 8. . . . . 1½ Rthlr.

Armand, **Scenen aus den Kämpfen der Mexikaner und Nordamerikaner.** 8. . . . . 1½ Rthlr.

Bernhard, Auguste, **Ein Erbvertrag.** Roman. 8. 1 Rthlr.

Düringsfeld, Ida von, **Esther.** Novellen-Roman in 2 Bänden. 8. . . . . 2½ Rthlr.

Freiherr von Eulenspiegel oder **Lebensbilder aus der Neuzeit.** 2 Bände. 8. . . . . 3 Rthlr.

Holtei, Karl von, **Die Vagabunden.** Roman. Oktav-Ausgabe. 4 Bände. . . . . 4½ Rthlr.

Holtei, Karl von, **Die Vagabunden.** Roman. Volks-Ausgabe. 3 Bände. . . . . 1 Rthlr.

Holtei, Karl von, **Christian Lammfell.** Roman. Oktav-Ausgabe. 5 Bände. . . . . 6 Rthlr.

Holtei, Karl von, **Christian Lammfell.** Roman. Volks-Ausgabe. 5 Bände. . . . . 1½ Rthlr.

Holtei, Karl von, **Ein Schneider.** Roman. Oktav-Ausgabe. 3 Bände. . . . . 3½ Rthlr.

Holtei, Karl von, **Ein Schneider.** Roman. Volks-Ausgabe. 3 Bände. . . . . 1 Rthlr.

Holtei, Karl von, **Der Obernigker Pote.** Gesammelte Aufsätze und Erzählungen. 3 Bände. 8. . . . 3½ Rthlr.

Holtei, Karl von, **Vierzig Jahre.** 8 Bände. 8. 13 Rthlr.

Memoiren eines deutschen Arztes. Von ihm selbst erzählt. 5 Hefte. 8. . . . . 25 Sgr.

Novellen-Album für **Pojanowo.** Herausgegeben von R. Gottschall, Pulvermacher und E. Trewendt. 8. 1½ Rthlr.

Pohl, A., **Humoristische Erzählungen und Skizzen.** 8. 22½ Sgr.

Roquette, Otto, **Heinrich Falk.** Roman. 3 Bände. 5 Rthlr.

Schlönbach, Arnold, **Originale.** Genrebilder aus der Wirklichkeit. 2 Bände. 8. . . . . 2 Rthlr.

1971

# Aus dem Bregenzer Wald.

---

Von

Andreas Oppermann.

Breslau,
Verlag von Eduard Trewendt.
1859.

Aus 4957 1.12.5
~~11514.22.3~~
~~Aus 46175.1~~

HARVARD COLLEGE
MAR 5 1898
LIBRARY.
Sohier fund.

## 1.

Allgemeines. Hauptorte des Waldes. Höhen der Berge. Die Bregenzer Ach. Einzelne Gehöfte. Die Bewohner. Die Männer: Charakter, Kleidung, Sprache. Die Frauen: Charakter, zweierlei Typus, Mangel an Busen, Tracht.

---

Wenn man von den südlichen Ufern des Bodensees aus den Rücken des Lorenaberges überstiegen hat, sieht man, gleichsam wie auf einem Situationsplane, den „Wald" vor sich: gen Osten den freundlichen Vorderwald mit seinem mattenreichen Thale, in welchem Egg, Lingenau, Hüttesau, Andebuch die Hauptorte sind, gen Südwesten über Dorf Schwarzenberg hinaus die Berge des Hinterwaldes und des eigentlichen Vorarlbergs. Das Gebirge gehört zwar nicht zu den höchsten in Tyrol, doch ist es schon ziemlich ansehnlich; die Canisflue im Hinterwalde ist über 6000 Fuß hoch, ebenso hoch der Didamskopf, die Mittagsspitze 6400, und der Widderstein, welcher ganz am Ausgange des Waldes diesen von dem Lechthal scheidet, hat eine Höhe von nahe an 8000 Fuß. Das Thal der Bregenzer Ach bildet den Mittelpunkt des „Waldes." Sie entspringt in den wilden Schluchten bei Schröcken und mündet, nachdem sie in mannichfachen Krümmungen bei Au,

Schnepfau, Mellau, Schwarzenberg und Egg vorbeigefloſſen iſt, in der Nähe von Bregenz in den Bodenſee. Die Ach iſt ein ſchönes Gebirgswaſſer; ſie richtet, wenn ſie hoch geht, manchen Schaden an, indem ſie nicht blos Felsſtücke abreißt und Bäume entwurzelt. Die Hauptorte des „Waldes" ſind außer den genannten noch Bezau, wo ſich ein k. k. Gericht befindet und Reuti, ein kleiner Badeort. In allen dieſen Ortſchaften herrſcht eine friedliche Stille, die um ſo mehr auffällt, wenn man ſo eben erſt den Lärmen in den baieriſchen Dörfern verlaſſen hat. Namentlich im „Vorderwalde" trifft man auf eine Menge einzelnſtehender Gehöfte, die zwiſchen den maleriſchſten Baumgruppen belegen ſind und einen ſo reizenden Anblick darbieten, daß man glauben möchte, die Erbauer hätten ſich bei Anlage derſelben nur von ihrem lebendigen Gefühl für Naturſchönheit leiten laſſen. Da liegen dieſe Gehöfte, deren Gebäude gleich denen in der Schweiz mit glänzenden Schindeln bekleidet ſind, auf niedrigen Anhöhen oder in bewaldeten Thälern. Oft ſieht man ſechs oder ſieben ſolcher Niederlaſſungen auf einer Hügellehne über einander erbaut und alle ſind ſo funkelnagelneu, als wären ſie eben erſt aus der Spielſchachtel genommen und aufgeſtellt worden.

Wohlſtand herrſcht allerwegens in den Dörfern, Ortſchaften und Einzelgehöften des Bregenzer Waldes,

und wo er aus den kleineren Hütten verbannt erſcheint, da iſt doch noch Sinn für Reinlichkeit und ſelbſt für Schmuck und Zier wahrzunehmen. Deshalb fühlt man auf der Wanderung durch den Bregenzer Wald überall ein inniges Wohlbehagen, denn man ſieht, daß den Menſchen hier das Leben nicht ſo gar grau und öde dahin ſchleicht, bloß in Arbeit und Mühſal — daß ſie vielmehr ſich auch ihres Daſeins erfreuen und daſſelbe ſich angenehm machen können.

Was ſoll ich von den Menſchen ſagen? Bieder und gutmüthig beſitzen ſie doch auch einen hellen, ſchnell Alles erfaſſenden Verſtand und eine anmuthige Grazie des Geiſtes, Eigenſchaften, welche ganz dazu angethan ſind, die ihnen durchaus nicht mangelnde Leidenſchaftlichkeit jederzeit zu mäßigen, und ihrem ganzen Weſen jenes ſofort bei der erſten Berührung auffallende humane Gepräge aufzudrücken. Raſch und gewandt, faſt könnte man ſagen routinirt, im Benehmen, voller Humor, zu Scherz und Neckerei jederzeit aufgelegt, mit ſcharfer Beobachtungsgabe für das Lächerliche, iſt der Bregenzer „Wäldler" an ſich eine liebenswürdige Erſcheinung. Außerdem iſt ihm eine friſche elaſtiſche Männlichkeit eigen; ſie offenbart ſich in ſeinem Thun und Treiben, in ſeinen Reden, in ſeiner Kleidung. Ich ſage abſichtlich Kleidung, denn man kann bei der männlichen Bewohnerſchaft des Bregenzer Waldes kaum mehr von

einer Tracht ſprechen, deren ſtrenge Abgeſchloſſenheit ſich wie allerwärts, nur noch bei den Frauen erhalten hat, während bei den Männern ſich die ausgleichende Macht der Mode wirkſam erwies. Aber die Art und Weiſe, wie die Mode hier erfaßt wurde, iſt charakteriſtiſch. Man ſieht nicht den langen Rock mit den Tellerknöpfen, wie ihn die Schwaben zu tragen pflegen, noch ſonſt etwas ſpezifiſch Bauernhaftes; das Enge und Knappe herrſcht vor. Ein kleiner runder Filzhut bedeckt den Kopf; aus dem Schatten der breiten Krempe ſchaut das muntere und helle Auge unter der wohlgebildeten Stirne hervor; der Schnitt des Profils iſt ſcharf, echt germaniſch, keine Spur von romaniſchen Zügen, die namentlich beim baieriſchen Hochländler unverkennbar hervortreten; um den lebhaften, bartloſen Mund ſpielt große Heiterkeit und Jovialität; ein ſchmales Bindchen bedeckt den Hals, eine meiſt bunte Weſte die Bruſt. Die Jacken ſind häufig von ſilbergrauem Tuch, in Farbe der der öſterreichiſchen Kaiſerjägeruniform ähnlich, das Beinkleid, eng anſchließend, geht bis zum Knie; blaue Strümpfe und derbe Schuhe bilden die Fuß-Bekleidung.

Der „Wäldler" iſt, wie geſagt, geweckten und lebendigen Geiſtes, in ſeinen Fragen weiß er das, worauf es ankommt, ſofort vorzulegen; er iſt gedrungen und ſchlagend in ſeinen Antworten; er faßt das Mitgetheilte

ſchnell auf und verarbeitet es lebendig in ſeiner Weiſe. Darin iſt er dem benachbarten Schweizer ähnlich, wie denn überhaupt der Grundtypus des Bregenzers der ſchweizeriſche iſt. Von jener Verſchloſſenheit und von dem Mißtrauen, von welchem ſein Nachbar, der Allgäuer und zum Theil der Tyroler nicht ganz frei ſind, weiß der Wäldler nichts. Er ſchließt ſich ganz dem Fremden an, ſucht ſein Geſpräch auf, fragt ihn viel aus, offenbar in der Abſicht, Etwas zu lernen, antwortet aber auch mit ebenſoviel Freimuth, wenn man ſich bei ihm über ſeine heimathlichen Zuſtände erkundigt. Weder von der bornirten Kleinbäuerlichkeit, die ſich nicht „ausholen" läßt, noch von der Schlauheit, welche den Fremden gern „ſtimmt" und aufzieht, und die der unliebenswürdigere Baier im hohen Grade beſitzt, habe ich beim Wäldler eine Spur gefunden. Seine Sprache iſt ziemlich ſchwer verſtändlich, beſonders wenn er mit ſeinen Landsleuten ſich unterhält: das geht Schlag auf Schlag in Abbreviaturen, über deren Urſprung ein Gelehrter vergebens nachſinnen würde. Mit dem Fremden giebt man ſich mehr Mühe, und es wird dann die „Sprache der Schrift" geredet, wobei jedoch ebenfalls der Dialekt vorherrſcht. Die Converſation, die der Wäldler führt, iſt faſt nie ſchwerfällig oder gar einſilbig: gern ergeht er ſich in Scherzen, allein ich habe nicht gefunden, daß er über die Grenzen

des Anſtändigen hinausſchritte, und läßt man ſich in Heiterkeit und Neckluſt mit ihm gehen, ſo hat man doch keine Taktloſigkeit zu befürchten. Dieſe Anmuth und Bildung, dieſe Lebendigkeit geben dem Wäldler ein gewiſſes kosmopolitiſches Weſen; ſie laſſen ihn gentiler erſcheinen, als ſein Nachbar der Allgäuer oder der Vorarlberger iſt. Trotzdem ſehen dieſe, namentlich aber die Lechbewohner mit einer gewiſſen Geringſchätzung auf ihn herab; ſie ſcheinen die Meinung zu haben, als ſei der „Wäldler" nicht ſolid ſondern ein Windbeutel. Daß aber ein ſolcher Windbeutel es zu Etwas bringt, daß ſeine Viehzucht dermaßen blüht und gedeiht wie nirgend ſonſt in der Nähe und Ferne, das ärgert den neidiſchen Schwaben und er zuckt mit den Achſeln, wenn man ihm auf ſeine geringſchätzigen Reden einwendet, daß der Wäldler doch ſeine Sache verſtehen und geſchickt ſein müſſe. Dieſe Abneigung hat ihren geſchichtlichen Grund. Der Allgäuer und der Lechthaler ſeufzten beide im Mittelalter unter dem Druck kleiner reichsunmittelbarer Herrſchaften, während der Bregenzer Wald, deſſen Bewohner ſchon Sebaſtian Münzer als „ein kräftig und ſchön, ſtark Volk" ſchilderte, die ausgedehnteſten Freiheiten genoß und eigentlich nichts mehr und nichts weniger war als eine kleine Bauernrepublik, die zwar unter kaiſerlicher Vogtei ſtand, aber lediglich von ihrem Landamman geleitet und repräſentirt wurde.

Trotz der Geſchmeidigkeit des Wäldlers herrſcht keinerlei Verweichlichung: das Volk lebt nicht armſelig aber doch bis zu einem gewiſſen Grade rauh wie alle Gebirgsbewohner, welche inmitten faſt täglich drohender Gefahren ſich Gleichmuth und Unerſchrockenheit zu eigen machen müſſen.

Herrſcht in dem Aeußern ſowohl wie in der innern Naturanlage des „Bregenzer Wäldlers“ ein geſunder Realismus vor, repräſentirt er das Verſtändige, Kräftige, Klarausſchauende, ſo erſcheint dagegen die Frauenwelt des Waldes in einer gewiſſen Idealität. Die Frauen verleihen dem „Walde“ erſt jenen eigenthümlichen Zauber, der jeden fremden Wanderer auf das Angenehmſte überraſchen muß, ſie verleihen trotz dem Schalten und Walten der Männer den Wohnungen erſt ihren eigenthümlichen Reiz und ſind ein treues Abbild der ſie umgebenden Natur. Die „Wäldlerinnen“ ſind in ihrem Benehmen äußerſt unbefangen: ohne Verlegenheit oder Unruhe beantworten ſie die von dem Fremden an ſie gerichteten Fragen, unbefangen ſchauen ſie Dir mit ihren großen, meiſt ſchönen und kindlichen Augen ins Geſicht; es iſt, als fürchteten ſie keinerlei Berührung mit der Außenwelt. Auf ihren umfriedeten Höfen, in ihren abgelegenen Dörfern, auf den hohen einſamen Sennereien bewahren ſie neben anmuthigſter Harmloſigkeit ſtrenge Reinheit der Sitten. Sie plaudern außerordentlich gern und

viel, doch sind sie leider etwas weniger leicht zu verstehen als die Männer, da sie bei weitem rückhaltsloser den Dialekt vorherrschen lassen. Dieser ist Allemannisch, hat aber nicht das Gezogene des Schwäbischen sondern jene Kürze und Abgeschnittenheit, die dem Schweizerischen eigenthümlich ist. Unterhalten sie sich, so sind sie ganz und durchaus bei der Sache und nicht bloß die Augen sprechen mit; die Bewegung ihres Gesichts und ihrer Hände, bezeichnend und graziös wie sie ist, begleitet das Wort auf eine Weise, welche man mehr beim Südländer als bei einem so echt-germanischen Volksstamm erwarten sollte.

Ich habe im Ganzen im Bregenzer Wald zwei Frauentypen gefunden: große stattliche, aber ein wenig ascetische Figuren — Blondinen — und kleine, runde, lebensfrische Gestalten — Tiefbrünette —. Erstere haben etwas Aristokratisches, ihre Haltung ist grade, ernst und würdig, nur beim Sprechen durch große Anmuth bewegt, der Gesichtsschnitt fein und edel, die Gestalten sind ebenmäßig aber mehr dem Magern zugeneigt. Nirgend habe ich sonst bei Landleuten so feine, elegante, spitz zulaufende Hände gesehen wie bei diesen Blondinen, die zumeist der Bevölkerung des Vorderwaldes angehören. Der andere Frauentypus, der mehr in dem innern „Wald" und in der so recht eigentlich abgeschlossenen Alpenwelt angetroffen wird, ist klein und voll. Den

rundlichen, die Fülle der Geſundheit verkündenden Kopf bedeckt die kegelförmige Mütze; aus den großen ſchwarzen Augen ſpricht viel Lebensluſt und Schalkheit; alle Formen ſind rund, die Geſtalten kräftig gedrungen, die Hüften breit, die Beine ebenmäßig gebaut. Nur Eines mangelt ihnen wie ihren blonden Schweſtern völlig: die Bruſt. Allerdings gewahrt man denſelben Mangel auch ſonſt bei Bergbewohnerinnen, aber es iſt denn doch auffallend, daß derſelbe ſogar bei ſolchen angetroffen wird, die ſonſt üppig gebaut ſind. Dieß mag mit daher kommen, daß Mütter ſolchen Töchtern, die etwa vor andern Mädchen ſich durch das, was dieſen fehlt, auszeichnen könnten, tellerartige Hölzer anſchnallen und ſo mit Gewalt eine der ſchönſten Zierden des Weibes in ihrer Entwickelung hemmen. Trotzdem ſind die „Wäldlerinnen“ reizende Erſcheinungen. Denke man ſich nur ein ſolches ſchlank gebautes Bregenzer Mädchen, oder wie ſie dort ſagen, „Schmelge.“ Das bei den meiſten ſehr reich wachſende Haar iſt in Zöpfen um den runden Kopf gewunden und wird außer dem Hauſe von der den Kopf rund umſchließenden Kappe verhüllt. Dieſe Kappen ſind von ſchwarzer feiner Wolle und haben ein geſchwungen-kegelförmiges Anſehen, eine Form, wie ſie etwa auf Bildern älterer niederſächſiſcher Meiſter zu finden iſt. Eine ſolche Kopfbedeckung koſtet bis 15 und 20 Fl. Bei Wanderungen über die Berge und im Sommer bei

der Arbeit, auch zu Hauſe, tragen ſie niedrige, runde, ſchwarze Strohhütchen mit breiter Krempe, welche namentlich die ſchlanken Frauen ſehr gut kleiden.

Der Hals iſt bis oben herauf von der „Goller," einem knapp anliegenden ſchwarzen Fleck von Sammet oder Seide verhüllt; die Bruſt bedeckt der ſogenannte Bruſtfleck, eine Art von Mieder von ſchwarzem Sammet, von welchem jedoch nur ein ſchmaler, quer über die Bruſt gehender Streifen mit dem in der Regel in Gold geſtickten Namen der Inhaberin zu ſehen iſt. In viereckigem Ausſchnitt nach altdeutſcher Weiſe, wie ſie zeitweilig bei unſern Damen wieder Mode geworden iſt, ſchließt ſich daran das Hauptgewand — die Juppe. Sie iſt von ſchwarzer Glanzleinwand und eigentlich nichts weiter als ein in tauſend und aber tauſend glatte Fältchen gebügeltes Hemde ohne Aermel. Ueber den Schultern hängt ſie an Bändern, welche von Sammet ſind und als Paspel die Juppe oben einfaſſen; ſie fällt bis auf die Knöchel herab und wird um die Hüften von einem lackirten ſchwarzen Ledergürtel mit ſilberner oder goldener Schnalle zuſammengehalten. Der Arm iſt entweder bedeckt von dem weiten, weißen Hemdärmel, der in großen Falten herabfallend vorn am Handgelenk zuſammengeknüpft iſt, oder von einem mit dem Mieder verbundenen Aermel aus lila oder dunkelblauem Wollen- oder Seidenſtoffe. An den Füßen tragen

ſie ziemlich zierliche Schuhe; die Strümpfe ſind meiſt von brennend rother Farbe. Das Schwarz von Kopf zu Fuß, nur durch den weißen oder bunten Aermel unterbrochen, giebt den Geſtalten etwas Ernſtes. Wenn man ſie daherſchreiten ſieht in ihren Juppen, die ſchon in der Ferne eigenthümlich metalliſch erglänzen, mit dem Gebirgsſchritte, der bei ihren meiſt hohen Geſtalten voll Würde iſt, ſo glaubt man Prieſterinnen zu ſchauen. Kommt Dir eine ſolche Geſtalt mit anmuthigem, feinen Geſicht aus dem Waldesgrün entgegen, verhüllt bis zu dem runden, anmuthigen Kinn, wie von einem Panzer der Keuſchheit umſchloſſen, ſo möchteſt Du wohl das ſchöne Frauenbild eher für ein Waldfräulein als für eine gute ehrliche „Wäldlerin“ halten. Die faltenreiche Juppe war früher von weißer Farbe, was allerdings eigenthümlich ſchön ausgeſehen haben muß. Im Grunde genommen iſt die hier geſchilderte Tracht die echtdeutſche des Mittelalters, die ſich im „Wald“ erhalten hat. Künſtler, welche daher von mittelalterlichen Frauenerſcheinungen eine lebendige Anſchauung erlangen wollen, mögen in dieſe abgeſchloſſene Gebirgswelt wandern, nicht ohne ſchöne Anregungen werden ſie dieß Gelände verlaſſen.

Aus der Tracht der Frauen iſt zu erſehen, wie wenig der Bregenzer Wald den Einflüſſen ausgeſetzt war, welche in benachbarten Gegenden während des ſiebenzehnten und der erſten Decennien des achtzehnten

Jahrhunderts auf die Wandelung der Sitten des Landvolks von ſo großer und nachhaltiger Wirkung geweſen ſind. Das Pfaffen- und das Franzoſenthum vernichteten nach dem dreißigjährigen Kriege in den niederbaieriſchen Gegenden ſowie in Tyrol alle Selbſtändigkeit der Landleute. Welche Ungeheuerlichkeiten hat nicht die Einführung des franzöſiſchen Schnittes in der Kleidung des Niederbaiern hervorgerufen, der übrigens auch ſonſt durch ſeine Rohheit berüchtigt iſt.

Echt deutſch iſt alſo die Frauentracht im Bregenzer Wald und von einer jedes Künſtlerauge anſprechenden Harmonie. Man kann ſich eine recht gute Vorſtellung von dieſer Tracht machen, wenn man ſich an die weißgekleidete Jungfrau rechts auf Holbein's Dresdener Madonnenbilde erinnert.

Die höchſte Zierde der Wäldlerinnen iſt bei feſtlichen Gelegenheiten, bei Bittgängen und Hochzeiten oder Taufen das „Schäpele," das jedoch nur die Jungfrauen tragen. Es iſt eine kleine Krone aus Filegränarbeit, von Gold, Silber, bei Reicheren wohl auch mit Halb-Edelſteinen oder Edelſteinen beſetzt. Mir wurde von einem reichen „Schmelge" ein ſolch funkelndes Krönlein gezeigt, das über 100 Fl. gekoſtet haben ſoll und wohl auch ungefähr ſoviel werth ſein mochte. Dieſe Krönlein werden auf das reiche üppige Haar geſetzt und geben den Köpfen einen eigenthümlich fremdartigen Reiz.

An der Tracht hängt der Wäldlerin ganzes Herz, ſie iſt ſtolz auf dieſelbe, findet ſie ſelbſt ſchön und hat darin vollkommen Recht. Zwar wird ſie von dem Lechthaler und von den Nachbaren hüben und drüben verlacht, wenn ſie einmal, was ſelten vorkommt, an einer Kirchweih oder an ſonſt einem Feſt „draußen“ außerhalb des Waldes Theil nimmt. Die Wäldlerin läßt ſich auslachen, über ſich ſpotten, aber trotzdem bleibt ihr doch ihre Tracht theuer. Weinend legt die Jungfrau ihr liebes Krönchen, den Schmuck ihrer Jugend, zum letztenmale zur Trauung an, denn als Frau darf ſie daſſelbe nicht mehr tragen; ſie verwahrt es, bis ſie es dereinſt ihrem Töchterlein auf die reichen Flechten drücken kann. Die Tracht geben die Wäldlerinnen nicht auf und wären ſie noch ſo reich; nur iſt der Stoff, den die arme Hirtin trägt, minder koſtbar und verziert. Ich weiß nicht, ob es mir gelungen iſt, das Bild des Wäldlers nur einigermaßen darzuſtellen. Wer ſich für daſſelbe intereſſirt, der folge mir nun auf meiner kurzen Wanderung.

## 2.

Kahnfahrt von Lindau über den Bodenſee nach Bregenz. Der Hafen von Lindau. Der Löwe des Prof. von Halbig. Villen am Seeufer. Der Gebhardsberg. Die ſtumme Bettlerin. Wohlfurth. Schwarzach. Die Kronenwirthin von Hütteſau. Die Vorder- und die Hinterwäldler. Der Rickenbach. Steinſchleifwerke. Ein Gewitter. Das liebliche Kind des Steinſchleifers Gottfried. Das Wohnhaus des Schleifers. Alberſchwende. Das Wirthshaus. Die Fuhrleute und ihre Sehnſucht nach Berlin. Die Schweden im „Wald“ und der Wäldlerinnen Rache an denſelben auf der „rothen oder blutigen Ecke.“

---

Es war ein herrlicher Morgen. Noch lagerten auf dem träumenden, ſpiegelglatten Bodenſee die nächtlichen Nebel in leichten Schichten, darüber aber wölbte ſich der Himmel in vollem Blau, denn die Sonne war bereits aufgegangen und beleuchtete, ſchien ſie auch noch nicht auf den See, doch ſchon mit glühendem Morgenroth auf den alten Vater Säntis mit ſeinem ſchwarzen Haupt, den Herrn des Bergkranzes, der den ſüdlichen Theil des Bodenſees umfaßt. Wie friſch blickte das Auge in den blauen Aether, Reiſeluſt erfüllte das Herz, da ſchlugen die erſten kräftigen Ruderſchläge in's Waſſer, und ich fuhr aus dem neuerbauten Hafen hinaus in den weiten See. Gern ſagte ich dem reizend gelegenen, aber äußerſt langweiligen Lindau Lebewohl. Das Hafenthor begrenzt auf der einen Seite ein Leuchtthurm, auf

der andern ein abſonderliches, gleichfalls thurmartig ſich erhebendes Steinbild, ein vielgerühmtes Werk des Prof. von Halbig. Es iſt ein koloſſaler Löwe, der auf dem hochgebauten runden Poſtament aufrecht ſitzt, gleichſam als Wächter und als das Wappenthier Baierns zu Schirm und Schutz des Hafens. Hinein ging es in den See, deſſen grüne Wellen mich nach dem ſchönen Oeſterreich geleiteten. Schon ſtreifte die Morgenſonne über das Waſſer, und nun funkelte es in tauſend Lichtern, die Morgenglocken tönten von den Ufern herüber, der Morgen iſt da mit ſeiner vollen Farbenfriſche, mit ſeinem Farbenglanze! Die Gondelfahrt ging ziemlich in Büchſenſchußweite an der Reihe ſchöner Villen vorüber, deren Zahl ſich von Jahr zu Jahr vermehrt. Wo früher hoher Schilf ſich vom Ufer bis weit hinein in den See erſtreckte, ſpiegeln ſich jetzt Taxushecken, Blumenterraſſen, maleriſche Baumgruppen und Verranden im klaren Waſſer; an der Treppe ladet ein lieblicher Nachen zur Fahrt auf dem See ein und das zierliche Badekabinet verheißt erwünſchte Erquickung. Bald erblickt man das ſchön gelegene Bregenz und zur Rechten erheben ſich näher ſchon die Appenzeller Berge, aus denen der Rhein ſich hervordrängt, um in den Bodenſee zu münden. Ueber all dem Leben und all dem Sonnenſchein ragt der ſchneebedeckte Säntis empor. Ueberraſchend iſt dieß Bild, wenn das Auge zuvor längere Zeit an den

heitern anmuthigen Hügelufern der baierischen Ufer gehaftet hat.

Von Bregenz ging es sofort hinauf auf den Gebhardsberg, an einem Kloster vorbei. Dieser Weg hat mich namentlich in seinem Beginn sehr an die Pfade im Gebirge bei Albano und Genzano erinnert: die Bildung des Terrains, die großen schattenreichen Bäume, das tiefdunkle und üppige Gebüsch ringsum, der tiefe Schatten, die satten Farben des Thales, das Du durch die Bäume hindurch zu Deinen Füßen sich ausbreiten siehst, die stille Umgebung des Klosters mit dem kühlen Klosterhofe, in dem die Fontaine rauscht, die würzige Luft, das Alles giebt der Landschaft gewissermaßen einen italienischen Charakter. Heut wurde der Eindruck noch dadurch gehoben, daß ich unter der Thüre einer Gartenmauer ein Rafaelisches Bild erblickte. Ein Mädchen von kaum 15 Jahren drückte den Kopf eines Kindes an sich, indem sie sich mit ihrem Antlitz zu demselben herabneigte; dieß sowie die feine Gesichtsform, das Colorit des Fleisches, der Ausdruck der großen dunklen Augen, — man glaubte die Madonna della Seggiola vor sich zu sehen. Ich war überrascht und gerührt; einen Augenblick war ich versetzt in den Palast Pitti und stand dort vor dem schönen Kunstwerk, einen Augenblick schweifte mein trunkenes Auge von da herab, über das schöne Florenz — aber nur einen Augenblick, denn die

Hand des Mädchens ſtreckte ſich mir entgegen; ich reichte ihr eine Gabe, richtete einige Worte an die Bettlerin, doch ſie war ſtumm, ſtumm wie jenes Bild in Florenz, das jedoch noch Tauſende entzücken wird, wenn Du, armes Kind nicht mehr biſt.

Der Gebhardsberg mit der Ausſicht über die Gelände am Bodenſee, und über dieſen ſelbſt hinweg gehört gewiß zu den maleriſchſten Punkten in Deutſchland. Es iſt ein Bild einſchmeichelnder Schönheit, eines über die ganze Landſchaft ausgegoſſenen Zaubers, der das Milde und Anmuthige mit dem Kräftigen und Gewaltigen vermittelt.

Welch ſonniges Leben erglänzt auf den Gipfeln der Berge, die nach dem Rheinthale zu liegen, von den ferneren Glarner Gletſchern, die am Horizonte in friſchem Schneeglanze leuchten, bis heran zu dem näheren Säntis. Vor dieſem ſchließen die Reihe der Appenzeller Seeufer-Berge bis zum Bodenſee das Rheinthal auf der einen Seite ein, während die Gebirge Vorarlbergs ſich bis zum Gebhardsberg herabziehen und den Rhein auf dem dieſſeitigen Ufer begrenzen; unmittelbar unten in der Tiefe fließt die Bregenzer Ach vorbei und kaum eine Viertelſtunde entfernt in breiter Mündung in den Bodenſee; weiter droben am andern Ufer der Ach liegt ein zweites fruchtbares, an Ortſchaften reiches Delta, das bis an's Appenzeller Gebirge reicht; gegen Norden, etwa eine

halbe Stunde entfernt, erſtreckt ſich der See in unabſehbarer Ausdehnung nordweſtwärts; aus der Ferne des blauen Horizontes tauchen die Thürme von Conſtanz auf, während zur Rechten in ſanften Hügeln das bairiſche und würtembergiſche Schwabenland vor den Blicken ſich ausbreitet. Je länger man ſich in das anmuthige und reiche Bild vertieft, deſto ſchwerer wird es, ſich von ihm zu trennen.

Nach Verlauf mehrerer Stunden brach ich auf, um meine Wanderung in den Bregenzer Wald anzutreten. Als ich mich von Wohlfurth aus, wo ich die Bregenzer Ach überſchritt, nach Schwarzach, einem anmuthig mitten zwiſchen Gärten an den Abhängen des Bregenzerwaldgebirges nach der Rheinthalebene zu gelegenen, reichen Pfarrdorfe, wandte, holte mich ein leichtes Schweizerwägelchen ein. Pfeilſchnell ſchoß es an mir vorüber. Ich konnte nur ſoviel ſehen, daß ein flotter, ſchöner Mann in Jacke und kurzen Pantalons die Pferde lenkte, und hinter ihm im Wagen zwei anmuthige Frauen ſaßen mit ſchwarzen niedrigen Männerſtrohhütchen, die ſie zwar abſonderlich aber doch ſehr gut kleideten.

Eine gute Weile darauf betrat ich das ſchöne und reinliche, ſchon ganz Vorarlbergiſch ausſchauende Wirthshaus zu Schwarzach, über deſſen Dach die hohen Berge jetzt in den herrlichſten Farben in die Dorfſtraße herein-

lugten; hier fand ich meine flüchtige Reisebegegnung, die mich, den zu Fuße Wandernden vorhin nur flüchtig gegrüßt hatten, in dem hellen Gastzimmer am Eckti[sch] beim Fenster. Die Eine der Frauen war etwa 28—30 Jahre alt, eine hohe stolzgewachsene Gestalt mit feinen Körperformen, ganz in die schwarze Wäldlertracht gekleidet. Ich kann nicht beschreiben, wie anmuthig anheimelnd das Costüm auf mich wirkte, dazu das schlanke Weib mit den edlen Gesichtsformen, mit dem schönen blonden Haar, das in dicken Flechten um den runden Kopf sich schlang, das liebliche Geplauder und Gefrage aus dem kleinen Munde, um den ein heiterer stets schalkhafter Zug spielte, ich gestehe, die Erscheinung gefiel mir auf den ersten Augenblick. Die Gäste schienen in dem Hause des Wirths zu Schwarzach hochgeachtet, denn das feinste Linnen war über den Tisch gebreitet, das blankste und schönste Kaffeegeschirr stand auf dem Tische, und reichliches frisches Backwerk füllte den Teller. Auch ich hatte mich an den Tisch gesetzt, die Unterhaltung war sofort im Gange, und wurde von der Wäldlerin mit einer solchen Anmuth, mit einer solchen Grazie und Herablassung geführt, wie sie vornehmen Frauen hie und da eigen ist, daß ich eher geglaubt hätte, eine solche vor mir zu haben, wenn mich nicht das bäuerliche Gewand und die Auskunft, die ich auf Befragen von der schönen Frau erhielt, sie sei die Kronenwirthin von

Hüttesau, eines Besseren belehrt hätten. Obwohl ich aus vielfachem Umgange mit andern Gebirgsländlern sehr wohl wußte, daß den Frauen Schmeicheleien nicht behagen, theils weil sie dieselben nicht verstehen, theils weil sie voll Mißtrauen dergleichen — wie der Sachse zu sagen pflegt — für „Spitzbirnen" halten, oder meinen, man wolle sie „stimmen," so wollte ich doch sehen, was bei der graziösen Frau ein Compliment für eine Wirkung hervorbringen würde; ich erklärte ihr demnach, daß sie die erste Bregenzer Wäldlerin wäre, die ich in meinem Leben gesehen und daß ich glaubte, nicht blos die Kronenwirthin, sondern die Krone der Wäldlerinnen überhaupt in ihr gefunden zu haben. Sie nahm die in der That platte Schmeichelei nicht anders auf wie eine graziöse Frau von Bildung — mit einer spöttisch lächelnden Verbeugung nämlich, und bat mich dabei, ich möchte meine Kronen lieber an die Mädchen des Bregenzer Waldes verschenken, die könnten sie brauchen, während die Frauen damit Nichts anzufangen wüßten. Mit diesen Worten zog sie sich anmuthig genug aus der Affaire. Unser Gespräch nahm eine sehr heitere Wendung an. Ich fing nun in der That an, sie zu „stimmen," und sie blieb mir nichts schuldig, ohne je etwa derb zu werden: ihre Antworten gingen Schlag auf Schlag, und es kostete Mühe, der heitern und witzigen Frau Stich zu halten. Bei dieser Gelegenheit erfuhr ich, daß

der Bewohner des Vorderwaldes, in welchem Hüttesau liegt, stolz auf sein anmuthiges Land ist, während von ihm der Hinterwäldler um deßwillen geringschätzig angesehen wird, weil er für dürftiger, sein Land für rauher und ärmer gilt. Als wir uns trennten, und die erste Bregenzer Wäldlerin mir herzlich die Hand drückte, schied sie von mir mit der Einladung, ich sollte sie in Hüttesau besuchen und wenn mir's überall im Walde besser gefiele, so sollte ich doch nirgends besser aufgenommen sein als bei ihr in der Krone — eine Einladung, so herzlich, wie eine Freundin, dabei so huldreich, wie eine Herrin sie wohl ergehen lassen mag, wie ich sie aber bis dahin von einer Wirthin nicht erhalten hatte. Als ich sie einsteigen sah, war es mir, als wäre ich aus dem Reich der Mode in echt deutsches Leben versetzt worden.

Einen so freundlichen Empfang, noch ehe ich den Wald beschritten, nahm ich für ein gutes Vorzeichen.

Schon sank die Sonne tiefer, goldener erglänzten die Laubkronen der mit Früchten gesegneten Bäume, kühler zog die Luft über die Triften, auf denen die Heerden weideten, heller erklang ihr Geläute, ruhiger und farbiger zugleich schauten die im Abendlichte in um so schöneren Formen und Contouren sich abzeichnenden Gebirge mit ihren violetten Schatten in das goldene sonnige Thal herein, munterer und rüstiger wurden die

Schnitter, und manches ferne Jauchzen, das in der weiten Thalebene erklang, drang bis zum' eignen frohbewegten Herzen. Als die Abendglocken ertönten vom Kloſter Bildſtein, das von den goldbeleuchteten Waldeshöhen mit ſeinen blitzenden Fenſtern ſtattlich und gaſtlich zugleich herabwinkte, als die Schnitter und Hirten auf den Feldern, der Sonne zugekehrt, ihr Abendgebet verrichteten, da ſchaute ich noch einmal in dieß glückliche Rheinthal hinein, und heller leuchtete das Auge ob ſolcher Ruhe, ob ſolchen Glückes, und höher hob ſich die Bruſt ob dieſes reichen Seegens der Natur. Noch ein Schritt — eine Wendung des Wegs verbirgt dem rückblickenden Auge die ſonnige Abendlandſchaft, kühlere Luft kommt dem Wanderer aus dem engen Waldthale, das er betreten hat, entgegen, höher hinan zieht ſich zwiſchen den dunkeln Bergen, deren Tannengipfel nur noch hoch oben in goldig-grünem Lichte erzittern, der kleine Fahrweg dem ſtürmiſchen Rickenbach entgegen, der ſich in jähem Fall über Stock und Stein nach kurzem Laufe in die Dornbirner Ach ergießt. Rauſchend ſtrömt das Waſſer über die gewaltigen Felsblöcke, das Thal verengert ſich, kälter werden die Farben im Grunde, nur Waldesdunkel — grünes rauſchendes Waſſer — und der Pfad, über den hohe Felswände an manchen Stellen aus dem Walde herüberhängen. Zerſtreut liegen Hütten neben der kleinen Bergſtraße, tiefer und unmittelbar am Bache kleine

Steinſchleifwerke, in denen theilweiſe noch Arbeiter beſchäftigt zu ſein ſchienen. Mehr und mehr dunkelte es: ein Gewitter zog über dem Waldthale auf, deſſen Nahen mir in der Ebene entgangen war, ſchwärzer wurden die Tannen und der Blick in die Höhe verlor ſich in grauſchimmernde, geiſterhaft über die Thalöffnung hinwegjagende Wolken. Ich beabſichtigte noch Alberſchwende, das erſte Dorf an den Bergen des Bregenzer Waldes, zu erreichen und beeilte deshalb meine Schritte. Eben ſo eilige Tritte hinter mir veranlaßten mich umzuſehen, und ich erblickte ein Mädchen von ungefähr 13 Jahren mit einem Zwerchſack über den Rücken, eine gar liebe Kindeserſcheinung mit blondem Haar, ein paar großen blauen Augen, und überhaupt ſo anmuthig, daß Einem das Herz aufging. Sie kam freundlich auf mich zu, küßte mir die Hand, hielt ſie feſt und bat mich, ich ſollte ſie nach Hauſe führen. Das Kind hatte Brot im Sacke, das es in Schwarzach gekauft hatte. Ich nahm ihm die Laſt, die ihm faſt den Athem raubte, ab und hatte die Freude, es luſtig neben mir herhüpfen zu ſehen. Es erzählte mir dabei treuherzig: der Vater ſei ein Steinſchleifer und verdiene ſich ſehr viel Geld. Mit dem Ausdrucke höchſten Stolzes und höchſter Beſeeligung fuhr ſie fort: „Und wißt Ihr, für wieviel Brot wir die Woche kaufen und eſſen dürfen — für zwei Gulden!“ Welche Wonne lag in dem Geſicht, das

gleichſam auf mein Erſtaunen wartete. O glückliche, bedürfnißloſe Kindernatur! Kaum waren wir ein Viertelſtündchen ſo mit einander gegangen, als der Weg düſterer und dunkler wurde, die Berge näher zuſammenrückten, der Wind die Tannen ſtürmiſch bewegte, und das Gewitter heranzuwirbeln drohte. Schon fielen die erſten Regentropfen hernieder, als wir in der nächſten Nähe ein Licht glänzen ſahen, meine kleine Begleiterin mir mit den Worten, daß ſie nun zu Hauſe ſei, Lebewohl ſagte und eilig in das hellerleuchtete Waldhäuschen ſchlüpfte. Bald darauf rief mir aber aus demſelben ein Mann nach, ich möchte bei ihm eintreten, da das Gewitter furchtbar zu werden drohe. Ich kehrte, der Einladung Folge leiſtend um; ein junger rüſtiger Mann in den Dreißigern kam mir entgegen, ein freundliches junges Weib empfing mich im hellen Zimmer, das mit ſeinem tiefbraunen ſehr reinlichen Holzgetäfel überaus wohnlich ausſah. Um den großen Tiſch in der Fenſterecke ſaß ein Kreis von Kindern von vier bis zwölf Jahren, die Geſichter hell erleuchtet von der Lampe, bei dem Abendeſſen. Es war ein glückliches Bild, auf allen Geſichtern lag eine wohlthuende Heiterkeit. Freundlich nahm man den Fremden auf und lud ihn unbefangen zum Eſſen ein. Ich befand mich in der Wohnung des Steinſchleifers Gottfried. Draußen entlud ſich ein Gewitter, wie ich ſelten eins gehört: Schlag auf Schlag

rollte der Donner in den Bergen, Blitz auf Blitz ſah man durch's Fenſter die Dunkelheit draußen erhellen, meine Wirthe begannen zu beten und alle Kinder ſtimmten mit ein. Der in Strömen niederſtürzende Regen ſchien jedoch die Kraft des Gewitters zu brechen, in längeren Zwiſchenräumen erglänzten die Blitze, ferner hallte der Donner; das vorhin unterbrochene Geſpräch wurde wieder angeknüpft, und ich fand in dem Steinſchleifer einen gebildeten und zugleich einen biederen Mann. Das Haus erſchien mir bei genauerer Betrachtung noch wohnlicher als beim erſten Blick: hell blinkte das kupferne und zinnerne Geſchirr auf dem Schüſſelbrett hinter dem Ofen; die Wand war freundlich mit Bildern geſchmückt, Alles Zeichen einer gewiſſen Wohlhabenheit; die Frau war jung, friſch und munter ſaß ſie unter ihren Kindern. Das Glück, das ſie umgab, verſetzte mich in die angenehmſte Stimmung. Mancherlei vom „Walde" erzählten ſie mir, mehr noch ſollte ich ſpäter von meinem freundlichen Wirthe und ſeinem munteren Weibe hören, zu denen der Zufall mich zurückzuführen beſchloſſen hatte.

Ungeachtet der dunklen Nacht wanderte ich noch nach Alberſchwende. Der Regen hatte nachgelaſſen; kühl war draußen die Nachtluft; bei ihrem leiſeſten Wehen fielen ſchwere Tropfen von den Bäumen; dumpfer rauſchte der durch die Fluth geſchwollene Bach; die

ſchweren Wolken ließen nur von Zeit zu Zeit ein Sternlein in's dunkle Waldesthal herabblicken, aber freundlich wie das kleine Licht der Hütte, das mir noch lange in die Ferne nachſchien, hatte ſich in meiner Seele das Bild des ſoeben betrachteten Glückes, der Glanz der von dem Lampenlicht erleuchteten Kinderaugen und ihrer rothen Wangen eingeprägt.

Endlich langte ich in Alberſchwende an. Ueber den großen Dorfplatz, in deſſen Mitte die neuerbaute Kirche ſteht, ging ich nach dem ſtattlichen, hellerleuchteten Wirthshauſe. In demſelben war anſcheinend eine luſtige Geſellſchaft. In der großen überaus ſauber gehaltenen Wirthsſtube, deren Getäfel, durchweg von Holz, nicht ohne Kunſt zuſammengefügt war, ſtanden mehre hell und blankgeſcheuerte Eichentiſche. An deren einem ſaßen vier kräftige Männer, an dem andern die behäbige Wirthin und der ſchwatzhafte Wirth, welchem auf ſeinen dicken Backen ſtets die Schweißtropfen ſtanden. Ich ſetzte mich zu ihnen, Wein wurde gebracht und die Frau Wirthin entfernte ſich in die Küche mit dem Bemerken, daß ſie ein Eſſen richten wollte. Die Gäſte am andern Tiſche waren Fuhrleute, theils aus dem eigentlichen „Walde," theils aus Vorarlberg. Sie ſchienen auf großem Fuße zu leben, denn zu meinem nicht geringen Erſtaunen wurde ihnen ein weißes Linnen auf den Tiſch gedeckt, erſt Suppe, dann eine ungeheure Schüſſel

Braten mit einer eben ſo großen Schüſſel Salat, ein rieſiges Omelett mit Compot und endlich Butterbrot und Käſe aufgetragen, dazu aber ein Schoppen nach dem andern vom beſten Oeſtreicher gebracht. Der Fuhrmann lebt allerwegs gut, auch in Baiern und in Nord-Deutſchland, und lebensluſtig iſt er überall, indeſſen ſo nobel hatte ich doch noch keinen dieſer Herren zu Abend ſpeiſen ſehen. Es ſchien ihnen Gewohnheit zu ſein, und ſie kam mir für Alberſchwende wenigſtens erklärlich vor, als ich am andern Morgen die unglaublich billige Zeche bezahlte. Nachdem die Teller weggenommen waren, ſtand Einer von den Fuhrleuten auf, kam auf mich zu, begrüßte mich faſt graziös, indem er ſein Weinglas mit dem meinigen erklingen ließ und mich fragte, ob er und ſeine Geſellſchaft ſich an meinen Tiſch ſetzen dürfte. Ich hatte ſie oft geſehen, die ſüddeutſchen Fuhrmannsbuben, wie ſie hinter den Tiſchen lungern, den mit dem runden Lederkäppchen bedeckten Dickkopf in der derben Fauſt haltend und ein Maaß Bier nach dem andern verſchlingend, ſo manierlich war mir noch keiner vorgekommen. Ich unterhielt mich mit den Leuten ſehr gut; unter ihnen war namentlich ein junger Burſche, deſſen helle Augen blitzten, wenn ich „von der Fremde" erzählte. Auch ſie waren etwas herumgekommen nach Vorarlberg und Italien und gedachten noch weiter in die Länder hineinzuſchauen. Auffallend war es mir,

daß ſie alle den Wunſch hegten, einmal Berlin zu ſehen, unter welchem Namen ſie ſich den Inbegriff ſtädtiſcher Pracht vorſtellten, während ihre Kaiſerſtadt Wien ihre Phantaſie bei Weitem kälter ließ. Es wurde geſcherzt und gelacht; die Wirthin brachte ihren Sonntagsrock mit den Tauſenden von Fältchen ganz nach Bregenzer Art. Er wurde auseinandergezogen und es ergab ſich, daß er ſich bis auf die Länge von nahe 12 Ellen ausdehnen ließ. Dieſe Juppen, die, wie bereits bemerkt, früher weiß waren, ſpielen ſogar in der Geſchichte des „Waldes" eine Rolle. Im dreißigjährigen Krieg lagen einſtmals Schweden im Vorderwalde; ſie hatten ſich von dem großen Heerestheile abgeſondert und befanden ſich in dem ſchon damals wohlhabenden Stück Land ſehr gut. Sie aßen dem Bauern das Ei und das Huhn dazu weg, ſchöpften ihm den Rahm von der Milch, ſchlachteten ſein Vieh und tranken ſeinen Wein, ſchändeten die Mägde und prügelten die Knechte, ſo daß dem katholiſchen Bregenzer über dieſe Heiden wohl die Geduld ausgehen mochte. Aber wie es häufig geht: der Bedrückung und brutaler Gewalt gegenüber ſind die Männer meiſt geduldiger als die Frauen. Die Bregenzer „Schmelgen" mochten ſich mit dem wilden Kriegsvolke ſchlecht behaben: ſie ſind nie Soldatenfreundinnen geweſen und ſind's auch heute noch nicht. Als nun ein junger ſchwediſcher Offizier die ſchöne Tochter des Land-

ammans gezwungen hatte, ihm eine Nacht zu ſchenken, rief dieſe, von Zorn ergrimmt ob der erlittenen Schmach, viele Wäldlerinnen zuſammen, um ſchreckliche Rache zu üben. Mit Hacken und Spießen zogen ſie am frühen Morgen an den Höllenbach, wo das Hauptlager der Schweden geweſen ſein ſoll. — Als dieſe in dem Morgennebel auf einmal die weißen Juppen anſichtig wurden, glaubten ſie, es wäre kaiſerliches Volk und nahmen Reißaus. Die Frauen und Mädchen verfolgten ſie hitzig und erſchlugen den Trupp bis auf den letzten Mann. Des Landammans Tochter verwundete den ſchwediſchen Offizier und als dieſer vor ihr zuſammenſank, faßte ſie plötzlich eine heftige Neigung zu ihm. Sie raffte ihn auf und trug ihn von dannen. Beide ſind darauf ſpurlos verſchwunden. Der Kampfplatz wird noch heute gezeigt, er heißt die „rothe oder blutige Ecke" und zum Andenken an dieſe Heldenthat der Wäldlerinnen wird alltäglich Nachmittags um 2 Uhr, um welche Stunde die Niederlage der Schweden vollendet war und die Siegerinnen heimzogen, in den Pfarrkirchen von Andelsbuch und Schwarzenberg mit den Glocken geläutet.

Unter mancherlei Erzählungen und Geſprächen der Art verging der Abend. Meine Tiſchgenoſſen waren heiter ohne zudringlich zu ſein und irgendwie den Anſtand zu verletzen. Das aufgeputzte Gaſtzimmer

des Wirthshauſes empfing den ſpäten Gaſt — freilich auch hier tyroliſche Höhe des Bettes, die nur mit einem Sturmangriffe genommen werden kann; endlich fällt man tief in die Federn, die zu beiden Seiten des Ermüdeten hoch emporragen, ein förmlicher Nürnberger Grabſtein dient als Decke und ſo ſinkt man dem Schlaf in die Arme.

3.

Die Frühmesse. Die Lorena und die Aussicht von diesem Bergrücken. Das Sennenhaus. Die Stickerinnen. Die Sennerin. Charakter der Alemannen. Die kunstverständigen Burschen. Schwarzenberg. Das Gasthaus „zum Hirsch." Das Gastzimmer. Die Kirche und deren Freskomalereien. Die ersten Arbeiten der Angelika Kaufmann. Schädel der Bewohner des „Waldes." Das Mittagessen mit der schönen Fremden und ihrem Knaben. Das Zimmer der Dame. Ihr Schicksal. Der Pfarrer. Der kunstliebende Bauer. Ein hölzernes Madonnenbild von Bandel.

---

Die Aussicht von der Lorena ist lohnend wie keine. Früh machte ich mich in Alberschwende auf; in der großen Pfarrkirche läutete man soeben zur Frühmesse. Fromme Frauen wandelten aus ihren Häusern und Hütten zur Kirche. Auch die Männer schienen hier mehr wie anderwärts darauf zu halten, ihr Tagewerk mit Gebet zu beginnen. Ich stieg höher und höher hinauf, zwischen Büschen und über Wiesen. Die Lorena ist ein hoher Bergkamm, von dem aus der Weg hinabführt in den eigentlichen „Bregenzer Wald," d. h. in das Thal der Bregenzer Ach. Thauige Morgenfrische ringsum, in den Thälern, um die Berge brauten und wallten noch die Nebel, bis sie sich senkten und Berg und Thal in's funkelnde Farbenkleid der Morgensonne getaucht erschienen. Auf der Höhe friedliche Stille, von den Almen herab Viehgeläut, unten die Natur in tausend

Farben prangend, oben der Himmel im heiterſten Blau; das Auge wußte nicht, wohin es ſich zuerſt wenden ſollte. Nach Oſten hin ſieht man über den tief unten liegenden ſoeben verlaſſenen Thalkeſſel, in welchem ſich das Dorf Alberſchwende mit ſeinen zerſtreuten Häuſern und Gehöften bis ziemlich hoch an den umliegenden Bergen hinauf ausbreitet, nach den waldigen Vorbergen des „Bregenzer Waldes.“ Aus dieſen blickt das Kloſter Bildſtein mit ſeinen Thürmen und Gebäuden hervor, und weiterhin erſtrecken ſich die Berge in wellenförmigen Linien bis an den Gebhardsberg bei Bregenz, an welchen das Schwabenland mit ſeinen unzähligen Hügelwellen ſich anſchließt, bis es am Horizont in weichen Contouren faſt mit dem Blau des Himmels verſchwimmt. Gerade aus öffnet ſich über zwei waldigen Hügeln der Blick nach dem Rheinthal, mit den goldenen Feldern und grünen Büſchen, mit den anmuthigen blühenden Ortſchaften und mit deren Kirchen, und durch dieß ſonnenbeglänzte, lachende Thal fließt in ſchönen Windungen der blaue junge Rheinſtrom, bis er in den heute beſonders leuchtenden Bodenſee mündet, deſſen Spiegel bis zum äußerſten Horizont hin ſichtbar iſt. Der große See giebt dem Bilde den Zauber der Ruhe. Nach Weſten zu umſchließen die ſchönen Formen des Appenzeller Gebirgs in ſchroffem Anſteig das Rheinthal, deſſen Anbau jedoch bis ziemlich weit in die Berge hinauf

ſich verſtiegen hat, ſo daß erſt in deren Mitte über den Feldern und Gärten der Wald beginnt. In blauer Luft erhebt ſich das Schneehaupt des Säntis, und auf ihm, wie auf den Gipfeln der ferneren Glarner Gletſcher lagert ewige Stille.

Eine neue, ganz eigenthümliche Welt eröffnet ſich, wenn man von der andern Seite hinabblickt. Mattenreich und buſchig iſt der Abhang des Lorenzberges, der ſich hier hinabſenkt in ein reich belebtes Thal; die Ach windet ſich aus einem tiefen, von hohen, ſchroffanſteigenden Gebirgen gebildeten Waldthale, welches zum „Bregenzer Hinterwald“ führt, hervor; bedeckte Brücken ſpannen ſich über den wilden Bergfluß bei Schwarzenberg und Egg; gerade unten am Fuße des Bergs liegt zwiſchen reichen Fruchtgärten mitten auf einer grünen Matte, umgeben von Weide, Wald und Hügel, Schwarzenberg mit ſeinem freundlich winkenden Kirchthurme; weiter nach Oſten hin reihen ſich die ſchönen Orte Egg und Andelsbuch mit ihren einzelnen Gehöften an, die im Schatten der Bäume ſo traulich und wohnlich ausſehen. Wo ſich dann das Land in anmuthigen Hügelformen terraſſenartig etwas mehr erhebt, erblickt man zwiſchen Gärten und Triften das helle Hüttenau, wo jetzt die ſchöne Kronenwirthin bereits emſig ſchalten und walten machte. Den ſoeben geſchilderten Thalausſchnitt durchfließt in mannichfachen Krümmungen

die Ach von Südweſt nach Nordoſt, bis ſie bei Alberſchwende von den enger an einander rückenden Bergen unweit des Dorfes Buch dem Auge entzogen wird. Ueber dieß heitere Thalgelände erheben ſich in gewaltigen Formationen die „Winterſtauden," das „hohe Joch," der „Didamskopf," ein rieſiger phantaſtiſcher Felskoloß, der jetzt mit ſeiner Spitze farbig in den Morgenhimmel hinaufragte, der „Mörgelberg" und der in hundert Spitzen emporſtarrende Gebirgsſtock der Vorarlberge, deſſen Vordergrund die 6211 Fuß hohe überaus ſchön geſtaltete „Canisflue" bildet. Das Bild iſt groß und machtvoll: die Gebirgsnatur erſcheint hier in dem vollen Zauber ihrer wilden Schönheit, und erſt wenn man von der Ueberraſchung, die der Anblick ſo großartiger Felsbildungen in unſerer Seele erweckt, ſich erholt hat, ſammelt ſich das Auge zu dem Blick in das mattenreiche Thal, das tief unter den Füßen des Wanderers liegt — das iſt der Bregenzer Wald.

Nach der andern Seite hin konnte der Blick in die weiten in blauen Duft ſich verlierenden Fernen über See und weites Land hinwegſchweifen, hier wird er überall durch die hohen Bergſpitzen beſchränkt; nicht mehr iſt es jenes Bild reicher Anmuth, einſchmeichelnder Milde, aber wohl das Bild einer nicht minder zauberiſch wirkenden Pracht. Wie die Spitzen der Berge erglühen im tiefen Blaue des Himmels; wie der Wald mit ſeinen

sonnig grünen Gipfeln schweigsam an die Berge sich anlehnt; wie drunten die Sonne sich im Wasser spiegelt und Gottes Seegen offenbar auf der engen Thalswelt ruht!

Die über das ernste Bild gebreitete Ruhe wird nur hin und wieder vom Geläut der Heerden und vom Jauchzen eines einsamen Sennen unterbrochen, dann ist's wieder still.

Kaum zweihundert Schritt unterhalb des Lorenarückens traf ich an dem Fußsteg, welcher nach Schwarzenberg führt, ein Sennenhaus an. Rings um dasselbe war das Grummet geschnitten, es duftete würzig; daneben beschattete eine am Wege gelegene Baumgruppe die aus dem Felsen sprudelnde Quelle. Das Innere der Sennhütte war auch hier wie gewöhnlich dunkel und mit braunem Tannicht geschmückt; es enthielt den Heerd, das Melkgeschirr und den Kessel. Hier war aber noch ein Gemach angebaut, freundlich, klein, durch vier Fenster erhellt; in demselben ein Tisch, ein Paar Stühle, ein Ofen und etwas Geschirr. Durch die Fenster sah man die ganze Alpenpracht jenseits des tiefen Thales herüberleuchten. Im ganzen Hause war Niemand zu finden. Ich trat in das Zimmer; hier erregte ein Stickrahmen, wie ich dergleichen in Appenzell gesehen hatte, mein Erstaunen. Wie ich später erfuhr, wird von den Wäldlerinnen durchgängig Mousselin ge-

ſtickt. Mehrere ſchweizeriſche und franzöſiſche Handlungs-Häuſer haben dieſen Induſtriezweig von Appenzell herüber verpflanzt. Das Zeug kommt bereits mit den Deſſins „in den Wald," wird dort von den Agenten, den ſogenannten „Stücklesfergen" vertheilt, und wandert dann wieder hinüber nach der Schweiz und nach Frankreich. Fabriken, in denen das Mouſſelinweben und Sticken betrieben wird, giebt es hier nicht, wohl aber in Appenzell, wo ſich viele Tauſende damit beſchäftigen; aber die Stickerei mit der Hand iſt als Nebenbeſchäftigung im Bregenzer Wald ziemlich allgemein verbreitet und ich habe in den höchſten Orten, in den wildeſten Bergſennen ſpäter den Stickrahmen gefunden. Iſt auch der Verdienſt nicht ſo erheblich wie in der Schweiz, wo ſich in Inner Rhoden allein die Stickerinnen nahe an 50,000 Franks und manchmal darüber erarbeiten und der Lohn der Fabrikarbeiter in Appenzell in einem mittelmäßigen Jahr zuſammen auf weit mehr als 200,000 Franks ſich berechnet, ſo iſt doch die Summe, die ſich die Wäldlerinnen erwerben, im Ganzen nicht unbedeutend, denn man rechnet, daß jede Stickerin durch dieſen Nebenverdienſt täglich auf faſt einen halben Franken kommen kann.

Zumeiſt werden im Bregenzer Wald Gardinen geſtickt. Eine ſolche Stickerin war auch das hochgewachſene Mädchen, das jetzt zu dem ausruhenden Wanderer in das Stübchen trat. Freundlich brachte ſie Milch und

Brot, ſetzte ſich, während ich aß, zu mir und fing friſch von der Leber weg mit mir zu plaudern an: nächſten Sonntag wolle ſie zur Kirchweih nach Au gehen, da würde ich ſie wiederſehen, wenn ich auch dort wäre und auch ihren Bräutigam kennen lernen, den Xaver. Mir behagte ihr heiteres Plaudern, während ich die duftende Cigarre am offenen Fenſter rauchte. Sie erzählte, daß ſie das Vieh des Vaters beſorge; der habe viele Kinder und werde keinem viel mitgeben können; daneben aber ſticke ſie auf ihre eigene Hand und erwerbe täglich ½ bis ½ Franken; damit habe ſie ſich aber ſchon ſeit drei Jahren eine ſchöne Ausſtattung zuſammengeſtickt und ſie werde auch ſpäter als Frau fortſticken, damit die Kinder dem Manne nichts koſteten und der für Haus und Hof ſorgen könne. Eine frohe Zuverſicht lag in den Worten der Sennerin. Schon ſah ſie ſich an der Seite ihres Xaver in einem wohleingerichteten Hauſe mit gefüllten Vorrathskammern und mit reicher Geldtruhe. Sie hatte es ja zum öftern bereits erlebt, daß Andere es ſoweit gebracht hatten, weshalb ſollte es ihr nicht gelingen? Unternehmungsluſt und friſcher Lebensmuth charakteriſirt überhaupt den Allemannen. Ich machte mich wieder auf den Weg; noch trennte mich ein kleines Wieſenthal, deſſen jenſeitige Hügel ſanft anſteigend mit buſchigem Haine bewachſen waren, von den Triften Schwarzenbergs. Hinter dem Dorfe wird das

Achthal plötzlich enger, die Felſen und Waldberge werden finſterer und indem das Thal zwiſchen die näheraneinander gerückten Berge in einer ſcharfen Wendung einbiegt, ſchließt ſich gerade hinter Schwarzenberg der Vorderwald. Der ſchöne Gebirgszug, jetzt ſchon in den tieferen Farben des Mittags, erhob ſich hinter dem freundlich zwiſchen Gärten und Wieſen gelegenen Dorfe mit deſſen in ſanfter Böſchung nach der Ach zu abfallenden und auf dem jenſeitigen Ufer derſelben wieder anſteigenden Triften; das Bild war intereſſant genug, um eine Skizze davon in meine Mappe zu bringen. Während ich unter dem kühlen Schatten eines Apfelbaumes zeichnete, hatten ſich hinter mir zwei junge Burſchen aufgeſtellt; ſie ſahen mir anſcheinend mit dem lebhafteſten Intereſſe zu und waren völlig klar über Alles, was ich, wenn auch noch ſo ſkizzenhaft, auf's Papier warf. Wer da weiß, wie ſonſt derlei Leute, ja ſehr häufig ſelbſt ſolche, die ſich zu den Gebildeten rechnen, eine Skizze anſehen, wie ſie ihnen, wenigſtens im Anfang, nichts weiter als eine Hieroglyphe iſt, der wird meine Freude begreifen, als ich von den Burſchen Alles richtig und verſtändnißvoll bezeichnen hörte, was ich darſtellte. Ich machte mir das Vergnügen und zeigte ihnen auf ihr Bitten den übrigen Inhalt meiner Mappe; ſie fanden ſich mit einer Lebhaftigkeit der Phantaſie in die oft nur allzuflüchtigen Umriſſe fremder ihnen unbekannter Gegenden,

daß ſich mein Staunen über ihren geweckten Sinn nur vermehrte. Ich ließ hierauf den Einen eine Bergſpitze zeichnen und ſiehe da, er brachte ſie zwar plump, aber doch lebendig genug zur Anſchauung. Auch ſpäterhin habe ich überall, wo ich auch hinkam im Bregenzer Walde, das höchſte Intereſſe für die maleriſche Darſtellung und viel offenen Sinn für die maleriſche Schönheit der Natur bei den Leuten gefunden. Nun ſtieg ich völlig nieder nach Schwarzenberg an einem ſchattigen Buſche vorüber über eine grüne Matte und hatte die erſten Fruchtgärten, in denen die Häuſer traulich mitten inne lagen, erreicht. Es war ungemein ſtill im Dorfe; die leeren Ställe ſtanden offen, man konnte durch ſie hindurch in die ſonnigen Grasgärten hinterm Hauſe ſehen; unter dem fruchtbeladenen Apfelbaum ſaß ein Kind auf dem Graſe, mit Blumen ſpielend, ein fauler Hund lag daneben, die Thüren der Häuſer waren in der untern Hälfte verſchloſſen, während die obern offen ſtanden und freien Luftzug durch's Haus geſtatteten. Auf den Dächern girrten ein Paar Tauben, weiter unten über Garten und Dorf hinweg hörte man das Gemurmel der Ach; eine Mühle klapperte in der Ferne; die Sonne lag überall auf, um ſo dunkler erſchienen die Schatten; in das Dorf hinab aber lugten träumend die Berge mit ihren Koſeln und Spitzen und mit dem ſtillen Walde. Es war ein echter Sommer-

Vormittag. Ich fächelte mir Kühlung zu und betrat das auf einem freien Platze des Dorfes freundlich einladende Gasthaus „zum Hirsch.“ Kühle empfing mich hier. Des Hirschenwirths Haus ist ein besonders schönes, eines der schönsten im „Bregenzer Wald.“ Durch eine luftige Hausflur, welche mit glatten Kalksteinplatten sehr zierlich belegt ist, gelangt man in's Gastzimmer. Dasselbe ist nicht hoch, doch auch nicht allzu niedrig. Vier hellgeputzte Fenster mit schönen polirten Rahmen von Eichenholz erleuchten die niedlichste und heiter wohnlichste aller Gaststuben. Das Getäfel der Wand ist von Eichenholz und mit eingelegter Arbeit verziert. Saubere fein gewebte Gardinen schmücken die Fenster; um die Wände zieht sich eine Bank; in gemessenen Zwischenräumen stehen drei sehr massive aber vortrefflich geschnitzte Tische, gleichfalls von eichenem Holze, in die Mitte der Tischplatte die schwarze Schiefertafel eingesenkt; die Stühle haben eine zierliche Form; ein Paar geschmackvolle Lithographien unter hellem Glas und Rahmen sind an der einen Eckwand gerade über vom Eingang angebracht; über dem in der Ecke rechts befindlichen Tische hängt eine reizende, aus Baumzweigen geflochtene Blumenvase von der Decke herab, mit den frischesten Blumen und Schlingpflanzen. Gegenüber in der andern Ecke befindet sich ein Nußbaumschrank mit feinem Schnitzwerk, auf ihm eine große Stutzuhr. Der

gewaltige Ofen mit feinglasirten grünen Kacheln verſpricht für den Winter der traulichen Stube Wärme und Behaglichkeit. Unmittelbar neben dem Eingange blinkt aus einem Schranke das blankſte Kupfer- und Zinngeſchirr, das je von einer Köchin Hand geſcheuert und geputzt worden iſt. Die Thüren ſind von ſchwerem polirten Eichenholz, das Schloß von Meſſing mit großen blitzenden Zierrathen umgeben; auch die Thürangeln mit den altdeutſchen Beſchlägen ſind von blinkendem Meſſing. Das Getäfel der Decke zeigt die ſorgfältigſte Arbeit, der genau zuſammengefügte und ſauber geſcheuerte Fußboden kein Fleckchen. Wohin das Auge blickt, iſt Alles wohnlich und bei einer gefälligen Anſpruchsloſigkeit elegant, geſchmackvoll und behäbig.

Freilich wird aber auch der Hirſchenwirth auf 100,000 Gulden geſchätzt und darüber. Im hellen Fläſchchen brachte man mir den Tyroler Wein und ſtellte ein blinkendes Chryſtallglas daneben. Ich blieb allein und ſchaute aus dem wunderbaren Holzhauſe hinaus, über den nahen Kirchhof hinweg nach den grünen Matten jenſeits der Ach, nach dem Walde und nach den Bergen, und träumend wähnte ich, eine Fee habe mich in das blanke Holzhaus inmitten dieſer großartigen Gebirgswelt gezaubert.

Die volle Stunde bis zur Eſſens-Zeit zu benutzen, ging ich über den mit Gras bewachſenen Dorfplatz, auf welchem ſich ein Brunnen mit herrlichem Gebirgswaſſer

befindet, hinüber nach der frei liegenden, von einem ſchönen Friedhof umgebenen Kirche. Sie ſteht faſt mitten im Thale und man hat von hier einen bezaubernden Blick rechts nach den dunklen Bergen des Hinterwaldes und links in den Vorderwald hinein mit ſeinen freundlichen Ortſchaften und reichen Almen. Eine wohlthätige Kühle kam aus der offenen Kirche mir entgegen. Ich trat hinein. Die Fahnen ſtanden an den Bankreihen aufgepflanzt, die Altäre waren reich geſchmückt, die Kirche ſelbſt enthielt Freskomalereien aus dem Anfang des vorigen Jahrhunderts. Sie zeichnen ſich durch Nichts vor Hunderten ihres Gleichen aus und ſind zum Theil verwiſcht. Unter dieſen Fresken befinden ſich die erſten Arbeiten der Angelika Kaufmann, der liebenswürdigſten und begabteſten aller Wäldlerinnen: Apoſtel-Geſtalten nach Kupferſtichen von Piazetta. Ich ſetzte mich auf die Stufen des Altars und blickte durch das Halbdunkel der Kirche und durch die offene Pforte hinaus auf die Gräber, deren Raſen und Blumen im Sonnenſchein glänzten, nach dem Gebirge. Es war in der Kirche ſo wohlig kühl; die Engel und Apoſtel ſchienen ſich von der Decke auf mich herabzuſenken; von draußen tönte das einförmige Zirpen der Grille in die halbdämmerige Kirchenſtille herein.

Von allen Seiten ſchauten die Berge herab auf die blühenden Gräber, auf dieß Leben, das dem Tode

entſprießt. In einer kühlen Halle lagen die Knochen der entſchlafenen Wäldler und Wäldlerinnen aufgeſchichtet. Ich ſah mir viele der grinſenden Todtenſchädel genauer an; ſie waren meiſt ſehr tüchtig und ſtark, einige ſogar ſehr ſchön geſtaltet, die Breiten- und Längenmaaße ſtimmten meiſt ſehr gut zu einander und ich überzeugte mich, daß die Kopfbildung der Wäldler weſentlich denſelben Typus hat: Vorder- und Hinterſchädel ſehr gleichmäßig ausgebildet, der Theil des Kopfes, der von einem Ohre zum andern führt, außerordentlich hochgewölbt.

Bei meinem Rückgang nach „dem Hirſchen" nahm ich mir Zeit das Gebäude auch von außen zu betrachten. Wie alle im „Wald" iſt auch dieſes Haus aus Holz gezimmert und mit einem panzerartigen Ueberzuge unzähliger, kleiner, hölzerner, grauer Schindeln überzogen. Die Rückſeiten dieſer Häuſer haben nach dem Garten zu meiſt Ausbaue und ziemlich breite Balkone, welche manchesmal von dem zierlichſten Balkenwerk getragen werden. Auf dieſen um das halbe Haus herumlaufenden Altanen ſtehen gewöhnlich Tiſche und Stühle und ich ſah oft die Familien des Mittags, durch den Schatten des Daches oder daran ſtehender Bäume geſchützt und in der Abendkühle dort ihre Mahlzeiten halten.

Das freundliche Gaſtzimmer fand ich leer; auf dem Tiſche unter der Blumenvaſe aber waren drei Couverts

fein servirt: Messer, Gabeln und Löffel von Silber, das Geschirr Porzellan, Tischtuch und Servietten von feinster Leinwand. Noch mit der Frage beschäftigt, wer wohl in diesem einsamen Thale meine Tischgenossen sein würden, öffnete sich die Thür und eine sehr elegant in gelbe Seide gekleidete junge Dame mit einem Knaben an der Hand betrat das Zimmer. Auf mich machte eine so unerwartete Erscheinung einen etwas verblüffenden Eindruck, der kaum meiner schönen Mittagsgesellschafterin entgangen sein kann. Sie begrüßte mich freundlich. Die Dame mochte 24 Jahre alt sein; ihr Gesicht hatte jenen blassen, blutdurchschimmerten, bronceartig angehauchten Teint, ihre Augen, über denen sich die schmalen Brauen wohlgepflegt in kecken geistreichen Bogen wölbten, waren von untadligem länglichen Schnitt — solche Augen, die man gern klar und offen, eben so gern aber auch halbgeschlossen in träumerischem Entzücken oder in Leidenschaft dunkelerglühend erblickt. Das schwarze Haar, dessen Lichter in's Blaue hinüberschillerten, war in starken Flechten um den runden Kopf gewunden. Ein fortwährendes Leben um den sprechenden, halb geöffneten Mund, welcher gern lachte und dann eine Reihe untadliger Zähne zeigte, gab dem vollen plastischen Gesicht das Gepräge des Beweglichen und Geistreichen. Die Gestalt war edel und wenn auch nicht von üppigen, doch noch jugendlich quellenden Formen. Haltung und

Gang waren elaſtiſch, Hände und Füße von feinem Schnitt. Das Kind, ein blonder runder friſcher Junge von ungefähr ſechs Jahren, war von Kopf bis zu Fuß mit einem weiten, weißen Battiſtanzuge angethan. Eine ſolche Erſcheinung im Bregenzer Wald hatte ich nicht erwartet; ich ſprach dieß der Dame gegenüber aus und als wir uns zu Tiſch ſetzten und ich ihr das erſte Glas Wein einſchenkte, war ich bereits von ihrer beſtimmten und ſicheren Unterhaltung ſehr gefeſſelt. Neben der vollen ſprudelnden Kraft und dem Uebermuthe der Jugend fand ich eine höchſt geiſtreiche und geläuterte Auffaſſung des Lebens, welche mich eben ſo wie ihre männlich ſtarke Weiſe frappirte. Ueber das ganze Weſen der intereſſanten Schönen war aber jener eigenthümliche Lebensſchmerz ausgegoſſen, der in unbewachten Momenten ſich in jeder Miene, jeder Bewegung bemerklich macht und auch aus dem Blicke ſprach, mit dem ſie ihren Knaben anſah. Letzterer, den ich mir mit ein Paar ſchnurrigen Geſchichten gewonnen hatte, ging nicht von meiner Seite. Meine Tiſchnachbarin, welche mein Erſcheinen als eine ihrer Einſamkeit angenehme Unterbrechung — ſie lebte hier ſchon ſeit ſechs Wochen — begrüßte, führte mich nach beendigtem Mahle in ihr im oberen Stockwerke des Gaſthauſes gelegenes Zimmer, welches das Beſte im Hauſe war. Ich erſtaunte über die Eleganz, die ich auch hier antraf. Der Fußboden

gebohnt, Wände und Thür von weiß lackirtem getäfelten Holz, von feinen weißen Kacheln der Ofen. Ein antiker Schreibtisch, Tisch, Stühle, Commode, Bettstelle von Nußbaumholz und das Bett nicht hoch aufgethürmt, sondern zierlich und mit Sprungfedermatratze versehen, wie mir meine Führerin berichtete. An den Wänden hingen mehrere zum Theil gute Oelbilder, wenn ich nicht irre, von dem verstorbenen Maler Fink in Rom. Das Alles hat der Hirschenwirth so schön und funkelnagelneu einrichten lassen, um Gäste, die er sehr hoch ehren will, zu beherbergen. Und dieser Wirth war vielleicht in seinem Leben nicht über Bregenz und Lindau hinausgekommen.

Als ich in dem halbdunkeln Zimmer, dessen Jalousien herabgelassen waren, der interessanten Frau gegenüberstand und von ihrer Erlaubniß Gebrauch machend, ihre kleine Handbibliothek durchblätterte, darin unter Anderm mehrere Romane der George Sand in eleganten Einbänden fand, mit ihr über Geibel, der daneben lag, scherzte; mit Erstaunen in einer Mappe Genellis „Leben der Hexe" fand, da wußte ich kaum, ob mich nicht ein Traum gefangen hielte und ob der Salon, noch dazu von der interessantesten Art, sich wirklich hier aufgeschlagen habe, mitten in den Bergen in einem Bauernwirthshause. Ja es war der Salon und wie ich lange nachher durch eine sonderbare Ver-

kettung von Umſtänden erfuhr, der Salon mit ſeinem geheimnißvollen Dunkel, der unter der Glätte der Eleganz manch herbes Menſchenſchickſal birgt.

Die Dame, eine Norddeutſche, war die Braut eines Mannes in hoher Stellung geweſen; der jüngere Bruder dieſes Mannes, in der Welt und ſeiner Familie Augen ein mauvais sujet, lernte das damals noch ſehr junge Mädchen kennen und wußte ſie durch ſein intereſſantes Weſen, durch das Rouéhafte ſeines Benehmens, das auf Unerfahrenheit ſtets einen faſt dämoniſchen Reiz ausübt, ſo zu umſtricken, daß ſie im Vergleich mit dem ernſten Bräutigam den Taugenichts unendlich liebenswürdiger fand und ein inniges Liebesverhältniß mit ihm einging. Daſſelbe wurde zwar entdeckt, da indeſſen die Ehre des hochgeſtellten Mannes keinen Eclat duldete, wurde der Bruder in die neue Welt geſchafft und die Ehe zwiſchen dem Brautpaare vollzogen, welches ſich jedoch unmittelbar darauf trennte. Jetzt weilt die Unglückliche den Sommer hindurch in irgend einem ſchönen und ſtillen Winkel der Erde, den Winter einſam und abgeſchloſſen in irgend einer großen Stadt, nur ſich und der Erziehung ihres Lieblings lebend. So barg alſo dieſer friedliche Winkel der Erde auch ein Menſchenſchickſal mit ſeinen grellſten Lichtern und Schatten.

Als die Sonne ſanfter ſchien, beſuchte ich auf einem Spaziergange durch's Thal den Pfarrer des Orts, einen

höchſt angenehmen Mann, der mich auf manches Eigenthümliche der Gegend aufmerkſam zu machen wußte. Von ihm erfuhr ich unter Anderm, daß ein Bauer des Dorfs ein von dem bekannten, jetzt, ſoviel ich weiß, in Hannover lebenden Bildhauer Bandel in Holz geſchnitztes Madonnenbild beſitze. Ich verſäumte nicht, den kunſtliebenden Bauersmann ſofort zu beſuchen. Sein Haus war keines von den Beſten, doch waren Eingang und Hausflur reinlich. Da ich unten Niemanden antraf, ſo ging ich in das erſte Stockwerk und fand hier den Beſitzer auf dem Balkon der Rückſeite des Hauſes im kühlen Schatten.

Ueber den fruchtreichen Baumgarten, deſſen Laub die Fülle des Obſtes nicht zu bergen vermochte, ſah man jenſeits des Thals die Berge emporragen; es war ein Bild des Reichthums und des Friedens, umrahmt von den braunen Balkenſäulen des Daches. Mit klarem Auge ſah der, den ich ſuchte, in die ſchöne vor ihm liegende Landſchaft, kleine Wölkchen aus ſeiner Pfeife ſtoßend. Der Mann hatte ein recht durchgearbeitetes deutſches Geſicht mit ſcharfer Naſe, hoher Stirn, darunter ein Paar milde Augen, um den Mund bereits die Furchen des Alters. Aufſtehend fragte er mich freundlich nach meinem Begehr und war gern bereit, mir ſeinen Kunſtſchatz zu zeigen. Durch ein großes Wohn-Zimmer gelangten wir in ein kleineres, nur von einem

Fenſter, aber hellerleuchtetes Gemach. In unmittelbarer Nähe des Fenſters ſtand in einem eigens dafür gebauten Schrank von Nußbaumholz mit großen Glasſcheiben das geſuchte Madonnenbild. Daſſelbe iſt ungefähr 5 Fuß hoch und nach Art der altdeutſchen Heiligenbilder mit bunten Farben bemalt. Wie es von einem ſo tüchtigen Bildhauer wie Bandel zu erwarten iſt, war die Figur durchweg gut angelegt und nicht ohne Feinheit durchgeführt. Selbſt das colorirte Geſicht machte durchaus keinen puppenhaften Eindruck; die Formen waren nicht ohne Anmuth und Ausdruck; eine Krone bedeckte den Kopf; Gewand und Mantel, die ſich in etwas conventionellen, doch immerhin das Auge feſſelnden Falten um den Körper legten, waren mit dem gewöhnlichen Roth und Blau der Madonnenbilder bemalt; auf den Armen trug ſie das Kind. Das farbenvoll lebendige Bild ſah Einem freundlich aus dem blinkenden Glasſchranke in's Auge und die Himmels-Königin ſchien ſich in dem kleinen Schlafgemache eines Bregenzer „Wäldlers" ganz heimiſch zu fühlen. Ein reinliches Bett nebſt Stuhl und Tiſch waren außer dem Schranken das einzige Geräth im Zimmer. Wie ich die in der That gute Figur ſo genau betrachtete, bemerkte ich zugleich den andächtigen Blick, mit dem der Beſitzer die Madonna anſah. Ein freudiger Stolz über ſein Beſitzthum miſchte ſich darein. Er erzählte mir,

daß die Gemeinde Schwarzenberg vor einigen Jahren beschlossen hätte, statt des früheren Marienbildes in der Kirche ein neues anzuschaffen, daß man sich demnach an den Bildhauer Bandel, welcher damals in Tyrol — ich glaube Meran — sich aufgehalten, gewendet, dieser auch die Herstellung eines solchen für 200 Gulden zugesagt habe. Als nun dieses Bild ankam, wären viele Schwarzenberger sehr enttäuscht gewesen, denn sie hatten erwartet, daß auch das neue Bild wie das frühere an- und ausgezogen werden könnte. Sie waren nämlich daran einmal gewöhnt und der Wechsel der seidenen Roben und der verschiedenen Flittergold-Kronen gehörte nach ihren Begriffen zur Toilette der heiligen Muttergottes. Nun war aber hier ein bleibender Anzug bereits vorhanden und zwar von Holz, keine mit bunten Steinen besetzte Krone zum Abnehmen, kein Feiertags-, kein Alltagsscepter, kein Interims-, kein Galamantel. Man beschloß demnach, die Bandel'sche Figur nicht aufzustellen.

Die Meinung der Puppenliebhaber siegte auch hier über die wahren Freunde der Kunst, man begnügte sich, das Gesicht der altersgeschwärzten Marie wieder auffrischen zu lassen, bestellte ein Paar neue Kronen, ein Paar neue mit Flittergold besetzte Roben und so steht denn das angeputzte Bild noch heute in der Kirche. Die Bandel'sche Statue aber übernahm deren jetziger Besitzer für den Preis von 200 Fl. Es war für ihn

gleichſam Ehrenſache geworden: die Figur hatte ihm beſonders gefallen und er hatte für deren Aufſtellung am eifrigſten geſprochen. Die Art und Weiſe mit welcher mir der einfache Mann ſchilderte, was ihn bewogen, das Bildniß in ſeinem Schlafzimmer aufzuſtellen, war rührend. „Seht, wie ſie ſtill und heilig drein ſchaut, darum paßt ſie in keine Stube, wo Allerlei geſprochen, gearbeitet, wo gelacht und geſungen wird. Hier iſt's ſtill, und ſeit ſie in dieſem Zimmer ſteht, ſchlafe ich auch hier; des Abends ſehe ich ſie zuletzt, des Morgens zuerſt. Wenn ich hier bete iſt mir's oft, als ob die heilige Mutter wirklich Leben hätte."

In der Hütte des Bauern alſo war der Kunſt eine Stätte bereitet, nachdem ſie aus der nachbarlichen Kirche vertrieben worden war, dort Puppentand, hier wahrer Sinn für das Schöne, neben der Kirche im einfachen Hauſe ein ſchönes ſchlichtes Menſchenthum. Welch' verſchiedene Bilder trug ich aus dem kleinen Gebirgsdorfe mit mir fort — das leidenſchafterfüllte, unter der glänzenden Hülle des Salons von einem ſchweren Geſchick betroffene Weib mit allen Kämpfen moderner Bildung, mit dem Glanze des Geiſtes und mit der Unbefriedigtheit des Herzens — und der einfache Bauersmann, deſſen Leben, wie der Kreislauf ſeiner Tage, in dem ſtillen Gebet, in der Arbeit, in dem Glauben ſeinen Anfang und ſein Ende hat! Welche Gegenſätze!

4.

Charakter der Kunst im achtzehnten Jahrhundert. Nachahmung italienischer und niederländischer Meister. Die Zeit der Kunstkennerschaft. Mengs. Dietrich. Die französischen Maler. Die Kunst des fünfzehnten und zu Anfang des sechszehnten Jahrhunderts. Winkelmann. Oeser. Karstens. Marie Anna Angelika Kaufmann. Ihre Herkunft. Ihr Aufenthalt am Comersee, in Mailand, in Schwarzenberg, in Florenz, in Rom, in Neapel, in London. Ihre heimliche Vermählung mit dem angeblichen Grafen Horn. Die Scheidung. Angelika vermählt sich mit Zucchi. Ihr Aufenthalt in Rom. Goethe. Ihr Tod. Charakteristik ihres künstlerischen Wirkens.

---

Ich habe bereits der Malerin Angelika Kaufmann gedacht; ihre dankbaren Landsleute, auf sie als die Ihrige stolz, haben der Künstlerin eine Marmorbüste in der Schwarzenberger Dorfkirche zum Gedächtnisse aufgestellt. Die Liebe des kleinen Dorfs zu der, wenn auch nicht in ihm geborenen, doch aus ihm entsprossenen Künstlerin ist in der That rührend: noch jetzt, nach beinahe 100 Jahren, gedenkt man derselben so lebhaft, als wäre sie nur erst gestern aus dem „Walde" gegangen; der Fremde, der den Ort besucht, wird an sie erinnert und der Schwarzenberger thut dies mit einer Freude, die ein rühmliches Zeugniß von der Bildungsanlage der Bewohner ablegt. Es bestätigt sich auch hier wieder wie in andern Dingen unsere Ansicht, daß der „Bregenzer Wäldler" ein von der Natur besonders fein

begabter Menſchenſchlag iſt. Wenn ſo manche ſich ſpreitzende Stadt Mittel- oder Norddeutſchlands im Gewühle egoiſtiſchen Markttreibens die edelſten Geiſter längſt vergeſſen hat, die nur erſt vor Jahrzehnten ihr zur geiſtigen Zierde gereicht haben, ſo bewahrt der ſchlichte Wäldler das Andenken an die längſt entſchlafene Künſtlerin heute noch ſo lebendig wie vor 50 Jahren. Ihre früheſten Zeichnungen werden noch heute wie eine Reliquie betrachtet und gern dem Wanderer, der darnach fragt, gezeigt. Mir war es nicht möglich ſie zu ſehen, da gerade um die Zeit, als ich mich in Schwarzenberg aufhielt, der Beſitzer dieſer Zeichnungen verreiſt war.

Ich halte es für meine Pflicht, an dieſer Stelle der edlen Künſtlerin zu gedenken und unter den Bildern des Waldes auch das ihrige in's Gedächtniß zu rufen, um ſo mehr, als es in gewiſſen Kreiſen Mode geworden zu ſein ſcheint, auf dieſes höchſt verdienſtvolle Weib mit einer Geringſchätzung herabzuſehen, welche ſie weder als Frau, noch als Künſtlerin verdient.

Das achtzehnte Jahrhundert, in welchem Angelika lebte, kann in künſtleriſcher Beziehung wenigſtens in ſeinem Anfange kurz dahin charakteriſirt werden, daß es diejenigen Richtungen, welche im ſiebzehnten Jahrhundert die maßgebenden waren, zum Ausleben brachte; es waren immer und immer wieder die italieniſchen und niederländiſchen Meiſter, welche in tauſend und aber

tauſend unglückſeligen meiſt völlig geiſtloſen Aufwärmungen dargeboten wurden, weil nach ihnen auf dem Kunſtmarkte die meiſte Nachfrage war. Man hatte ſich völlig vertieft in das Studium ihrer Malweiſe, ihrer Manier, ohne natürlich ihre Unbefangenheit und Urſprünglichkeit zu beſitzen. Man muß einmal eine Sammlung von Bildern aus jener Zeit geſehen haben, um das geiſtig und gemüthlich Elende der damaligen Kunſt zu erkennen. Ueberall war die Befähigung des „Malenkönnens“ vorhanden und wenn man heut in einer Gallerie Bilder aus jener und aus der allerneueſten Zeit betrachtet, ſo werden erſtere, und rührten ſie aus der verdorbenſten Zopfzeit, die tüchtige Beherrſchung der Mittel bekunden, während bei letzteren ein unſicheres Tappen nach den verſchiedenſten Richtungen in der techniſchen Behandlung unverkennbar iſt.

Arm und ideenlos wird der Pinſel dieſer Zeit tyranniſch von der Laune regiert, durch welche bald dieſer, bald jener Meiſter zur Nachahmung gelangt. Es iſt mehr Kunſtbetriebſamkeit als Kunſtthätigkeit: die Kunſt verſinnbildlicht ſich nicht durch das Flügelroß, ſondern durch das Steckenpferd. Daher kommt es auch, daß das achtzehnte Jahrhundert als eine Zeit excluſiver Kunſtkennerſchaft bezeichnet werden muß; dieſe bildete das weſentlich beſtimmende Moment des Kunſtlebens. Wer als Meiſter gelten wollte, mußte ſich auf die

Nachahmung, Pinſelführung, Zuſammenſetzung der Farben, Art des Laſirens, auf das Wiſchen und Tupfen, auf das Wirken mit Licht und Dunkel der nachzuahmenden, gerade auf dem Markte geſuchten Meiſter verſtehen. Ein denkender Künſtler wird bis zu einem gewiſſen Grade ſtets Kenntniß der Malweiſe verſchiedener Meiſter erlangen, es wird aber dieß für ihn als Künſtler kein ausſchließliches Studium ſein; damals war es anders: jeder einigermaßen bedeutendere Maler war zugleich Sammler und Kenner. Mengs und noch mehr Dietrich können als echte Typen für den Charakter damaliger Künſtlerſchaft gelten; ſie ſind die ausgebildetſten Eklektiker, welche es geben kann; bei Dietrich wird die Gabe der Nachahmung außerdem zur Charakterloſigkeit. Aber ebenſo wie bei den Meiſtern war die Kunſtkennerſchaft auch bei den Liebhabern in vollem Schwunge; die Kunſt ward nicht als ein nothwendiges Element des Volkslebens, ſondern als Luxus aufgefaßt, deſſen Genuß nur den Gebildeten und Reichen erlaubt, deſſen Kenntniß mit vielen Fineſſen verknüpft war. Es gab damals förmliche Kunſtjockeys, bei deren Liebhaberei ſich freilich die Künſtler beſſer befanden, als die Kunſt ſelbſt.

Gilt dieſe Schilderung zunächſt nur von Deutſchland, ſo würde ſie doch auch für Frankreich völlig maßgebend ſein, wenn hier nicht ein Element aus dem unmittelbaren Leben der Gegenwart in die Kunſt hinüber-

ragte und beide mit einander verbände. Trotz alles gekünstelten, gezierten Wesens, das sich von Frankreich aus als Zopf oder Roccoco über die ganze gebildete Welt ausbreitete, war doch gerade in der französischen Weise noch eine unvergleichliche Grazie und Eleganz und eine gewisse Freiheit zu finden. In den beschnittenen Gärten gab es denn doch auch noch ein Paar Grasplätze mit freier Aussicht durch die Bäume hindurch auf die Flur; da ließ man sich nieder, lag im Schooße der lieblichen Schönen, deren Lippen nur ein wenig schmollten, wenn der dem Auge sich enthüllende Busen mit Küssen bedeckt wurde; die leichtere Seidenrobe, der Kaftan verdrängte in solchen Fällen den malakoffartigen Reifrock. Die ungebundene Sinnlichkeit mit einem Worte war es, welche die französische Kunst mit dem Leben vermittelte und ihr wenn auch gerade keinen absolut sittlichen — doch einen Inhalt verlieh, und indem sie an das Leben anknüpfte, brachte sie Werke hervor, die bei großer Vollendung und Sicherheit der Technik, bei Reichthum der Erfindung auch ein Stück Wirklichkeit enthalten und wir meinen, es sei an sich schon ein Zeichen innerer Kraft, wenn die Kunst unmittelbar aus diesem neben ihr liegenden Leben schöpft und nicht blos die Kunst früherer Zeiten aufwärmt und wieder auftischt. Galt die Kunst als Luxus, so mußte sich, wie bemerkt, das Verständniß der Kunst

zunächſt in den Kreiſen der Gebildeten heimiſch machen. Im fünfzehnten und zu Anfang des ſechszehnten Jahrhunderts wurde die Kunſt von dem Volksleben gehegt und gepflegt, in welchem ſie wurzelte. Dieſe Zeit, in der das Volksleben harmoniſch durchdrungen von allen bewegenden Kräften der Zeit auch in der Kunſt ſich zur Darlebung brachte, war nicht mehr. Der Humanismus verlangte den Fortſchritt und die Entwickelung des Menſchengeſchlechts auf Grund der Durchbildung des Individuums. Auch noch heute iſt die Kunſt nicht Geſammteigenthum Aller, ſondern nur der Gebildeten des Volks, und daß dem überhaupt ſo iſt, haben wir der ſich mehr und mehr ausbreitenden Kunſtkennerſchaft des achtzehnten Jahrhunderts zu danken.

In völlig todte Regeln und in den Hokuspokus einer Kunſtgeheimnißkrämerei drohte die Kunſt im Anfange und in der Mitte deſſelben zu verſinken, als ſie durch Winkelmann's Anregung neue friſche Lebenskraft zugeführt erhielt: die Antike mußte zum zweiten Male das reinigende Bad bilden, in dem die Kunſt ſich verjüngen ſollte. Schon Oeſer ſtrebte Edleres an; aber freilich, welch ein Weg von ihm bis zu dem gewaltigen genialen Karſtens, der wieder eine neue verloren gegangene Welt des Schönen wie mit einem Zauberſchlage eröffnete, ſeine Zeitgenoſſen aus der Reflexion, aus der unleidlichen altklugen Receptmalerei heraus-

riß und auf dieſe Weiſe die Kunſt der neueren Zeit begründete.

Angelika Kaufmann kann man füglich die Vorgängerin Karſtens nennen. Was dieſer in kühner genialer Weiſe männlich vollbrachte, die Belebung der Kunſt durch die Wiederaufnahme des antiken Ideals, das vollzog in ſtill weiblicher Weiſe auch ſie, nahm mit der ihr eigenthümlichen Anmuth das antike Formenſtudium auf und that dieß, von hemmender Reflexion bei Weitem freier als andere bedeutende Künſtler ihrer Zeit. Daß man Angelika Kaufmann mit allen den reflektirten Malern zuſammengeworfen und als völlig beachtungsunwerth anſah, daran hat man großes Unrecht gethan und thut es noch; einer gerechtern Geſchichte der Kunſt, als die Gegenwart zu ſchreiben berufen ſcheint, bleibt es vorbehalten, der Kaufmann die gebührende Anerkennung zu zollen.

Marie Anna Angelika Kaufmann iſt die Tochter eines Malers, deſſen Heimathsort Schwarzenberg war; dort lebte derſelbe auch für gewöhnlich, bis er einem Auftrage des Biſchofs von Chur zufolge dorthin zog, wo er ſich verheirathete. Sein Aufenthalt daſelbſt dauerte nicht viel über ein Jahr. Hier wurde ihm im Jahre 1741 ſein einziges Kind, Angelika, geboren. Der Vater ſcheint ein milder, liebenswürdiger, aber auch kluger Mann geweſen zu ſein, der ſeine Tochter nicht wie der

alte tolle Mengs ſeine Kinder zur Kunſt mit Hunger und Prügeln heranzog, aber doch die frühe Neigung des Mädchens zu lenken wußte und ſie unvermerkt in ſein eigenes Kunſtintereſſe zog. In ziemlich früher Jugend finden wir Angelika Kaufmann am Comerſee. Theils die Lieblichkeit und Anmuth, theils die ſtille ſüdliche Pracht dieſes See's, der Reichthum der Gärten und Villen an ſeinen Ufern, der romantiſche Zauber, der aus den ſüdlichen Hainen wehte, das Dunkel der Laubgänge, in denen marmorne Bilder ſtumm von vergangenen claſſiſchen Zeiten erzählten, das Alles übte unverkennbar auf den künſtleriſchen Sinn des Mädchens einen entſchiedenen Einfluß aus und war für ihre ganze ſpätere Entwickelung offenbar entſcheidend und maßgebend. Hier wurde ihr jene ſchwärmeriſche Auffaſſung der Antike eigen, die ich die Sentimentalität der Antike nennen möchte. Man kann zugeben, daß dieſe Auffaſſung noch nicht eine abſolut geſunde war, daß erſt Karſtens die tief und großblickende Naivität, das Urweſen der Antike erkannte und zum ſiegreichen Durchbruch brachte. Aber iſt deshalb Derjenige, welchem es noch nicht vergönnt war ganz zu ſchauen, während er das Beſtreben danach hatte, ſo völlig außer Acht zu laſſen? Leſſing hatte in der Literatur auf das Antike erklärend und reinigend hingewieſen, Männer wie Voß und Klopſtock, Geßner und Andere hatten es in ihre Produktionen

aufgenommen, Voß und Klopſtock ſtreng formell, Geßner in ſpielender idylliſirender Weiſe; müſſen ſie deshalb unberückſichtigt bleiben, weil es erſt Goethe vorbehalten war, die antike Schönheit völlig zu erfaſſen und frei und naiv zur Geltung zu bringen? Eine ähnliche Stufe wie Geßner und Andere in der Literatur, nimmt Angelika Kaufmann in der Kunſt ein. In Como war das heranblühende Mädchen, deſſen Lieblichkeit und Schönheit vielgerühmt wurde, bereits ein Gegenſtand großer Aufmerkſamkeit. Ihre Kunſt in Paſtellfarben zu portraitiren wurde bald bekannt und ſie erhielt eine nicht unbedeutende Menge von Aufträgen. Sie hatte ſich überdieß in Wiſſenſchaften und in der Muſik unter der Leitung ihres verſtändigen Vaters ſehr ausgebildet; ihre Stimme ſoll ſo ſchön geweſen ſein, daß ſie eine Zeitlang, wie erzählt wird, daran dachte, eine Opernſängerin zu werden. Ein Irrthum aber iſt es wohl, wenn es heißt, ſie habe hier ein erſtes Liebesverhältniß gehabt: ſie war noch nicht vierzehn Jahre alt, als ſie mit ihrem Vater von Como wegzog und nach Mailand überſiedelte.

Waren ſchon die erſten Eindrücke der unvergleichlich ſchönen Natur am Comerſee für das heranwachſende Mädchen maßgebend geweſen, ſo beginnt ihre eigentlich künſtleriſche Ausbildung doch erſt in Mailand. Die hier vorhandenen Kunſtſchätze, welche damals zum Theil noch zerſtreut waren, jetzt in der Brera vereinigt ſind,

das Studium der lombardiſchen Meiſter, vor allem aber die Bekanntſchaft mit Lenardo da Vinci's Werken haben einen bleibenden Einfluß auf die künſtleriſche Entwickelung der Kaufmann gehabt und den Grund zu jenem milden, oft weichlichen, leidenſchaftsloſen Gepräge ihrer Kunſtweiſe gelegt. Hier kam die junge Malerin zuerſt mit der großen Welt in Berührung und blieb es von nun an bis zu ihrem Tode. Es zeugt von dem tiefen und geläuterten Charakter der Künſtlerin, daß ſie während ihres bewegten, zum Theil höchſt glänzenden Lebens in der großen Welt innerlich Nichts eingebüßt, ſondern ihre Beſcheidenheit, ihre Liebe zur Kunſt voll und warm ſich bis an ihr Ende bewahrt hat. In Florenz befindet ſich bekanntlich eine Sammlung von eigenhändigen Portraits der bedeutendſten Künſtler. Unter dieſen Portraits erblickt man auch das der Kaufmann. Die anmuthigen Züge machen unverkennbar den Eindruck tiefinnerlicher Beſcheidenheit und einer ſtillen Weiblichkeit.

In ihrem ſechszehnten Jahre verlor ſie die Mutter und kurze Zeit darauf verließ ſie mit ihrem Vater Mailand, um ſich mit demſelben nach Schwarzenberg zu begeben und bei der Ausmalung der dortigen Kirche behilflich zu ſein. Hier übte ſich ſonach die Künſtlerin auch in der Freskomalerei, die ſonſt nicht leicht von Frauenhand betrieben wird. Während ihres längeren

Aufenthaltes im Heimathsort des Vaters gewann sie sich die Herzen der Wäldler und es mag die liebenswürdige und begabte, mit der Fülle der Schönheit und Anmuth ausgestattete Künstlerin in der ersten Jugendblüthe mitten unter ihren Verwandten und in dem Kreise der Wäldlerinnen allerdings eine bezaubernde Erscheinung gewesen sein. Nur einmal hat Angelika später noch den „Wald" besucht und zwar bei ihrer Rückkehr von England über 20 Jahre später. Damals war sie schon sehr wohlhabend geworden und man erzählt sich, daß sie bei dieser Durchreise den Armen ihres Heimathsortes ein reiche Gaben spendender Engel der Mildthätigkeit gewesen sei. Nachdem die Ausmalung der Schwarzenberger Kirche vollendet war, ging Angelika an den Bodensee, von da in die Schweiz, nach Tyrol und Oberitalien. Sie erhielt überall Bestellungen, welche ihr ein nicht unbeträchtliches Einkommen gewährten. Bald aber zog es die Künstlerin wieder weiter und wir finden sie denn auch eine längere Zeit in Florenz weilen, wo sie neben dem Studium der alten Meister, neben Copien nach deren Bildern auch mit eigenen Compositionen beschäftigt war. Sie wurde hier in den maßgebenden Kunstkreisen mit großer Aufmerksamkeit behandelt und ihr damaliger Aufenthalt hat den Grund zu ihrem spätern Ansehen in Florenz gelegt. Im Jahre 1763 treffen wir die schöne jugendliche,

vollerblühte Jungfrau in Rom, an dem Ziele ihrer Wünſche. Hier beſuchte ſie Winkelmann in ſeinem Arbeitszimmer, hier zeichnete ſie ihn in ihrem Atelier. Es iſt das bekannte geiſtreiche Aetzbild des großen Kunſtgelehrten und wohl das beſte, das überhaupt exiſtirt: in Ausdruck und in Behandlung ſo ſicher, ſo charakteriſtiſch, daß man wohl glauben möchte, es ſei dieſe Radirung das Werk eines gereiften Mannes und nicht eines achtzehnjährigen Mädchens. Angelika verkehrte zum öftern mit dem unſterblichen Manne und die Nähe des gewaltigen Geiſtes hat auf ihre künſtleriſchen Intentionen einen ganz unzweifelhaften Einfluß ausgeübt, wenn man denſelben vorerſt auch nur mittelbar zu erkennen vermag. Von Rom ging Angelika nach Neapel, um dort mehrere Gemälde im Auftrage von Kunſtfreunden zu copiren. Ihre Stellung war hier ebenfalls eine hochgeachtete und ſie wurde mit Aufträgen namentlich von vornehmen Engländern überſchüttet. Der Zauber Neapels hat auch auf die ſo empfängliche, feinfühlige Natur der Künſtlerin bleibend gewirkt. Neben dem Studium der in Neapel befindlichen Meiſterwerke beſchäftigte ſie ſich mit Zeichnungen nach der Natur und radirte ſelbſt einige Blätter. In kurzen Zeiträumen finden wir dann unſere Künſtlerin wieder in Rom, in Bologna und in Venedig. Ueberall wurde das Vorzüglichſte angeſehen und gründlich ſtudirt. Sie hatte ſonach das ganze Gebiet

italieniſcher Kunſtblüthe von Mailand an bis Venedig, über Florenz, Rom, Neapel, Bologna kennen gelernt.

Bis hieher iſt das Leben der jungen Künſtlerin eine ununterbrochene Stufenleiter glücklicher Entwickelung. Man ſtelle ſich die jugendſchöne Angelika vor im Beſitze alles deſſen, was eine Künſtlernatur bedarf, um ſich gedeihlich auszubilden. Glück, Talent, ein feuriges Streben, eine raſtloſe Liebe zur Ausübung, unterſtützt von der Aufmunterung und Verehrung derjenigen, mit denen ſie verkehrte, unterſtützt von glänzenden und lohnenden Aufträgen. Da erreichte ſie einen jener Wendepunkte, die das Leben der Menſchen ſo häufig beſtimmen. Wäre Angelika in Italien geblieben, hätte ſie irgendwo ihr Atelier aufgeſchlagen und ſich nach Neigung und Liebe verheirathet, ſo würde jedenfalls auch ihre künſtleriſche Richtung eine andere geworden, es würde vielleicht noch mehr unmittelbare Lebensfriſche in ihren ſpäteren Werken zu finden ſein. Alles ſollte ſich anders geſtalten. Eine ihr befreundete Familie veranlaßte Angelika mit nach London zu gehen und dort ihr Haus aufzuſchlagen. Man hatte ihr vorgeſtellt, daß ſie dort ganz andere Erfolge haben würde als in Italien. Und es iſt wahr, kaum war Angelika in London angekommen, als ſie bald in die vornehmſten Kreiſe der Geſellſchaft gezogen wurde, gewinnbringende Aufträge erhielt und überhaupt auf alle nur erdenkliche Weiſe geehrt wurde,

ſo daß ihre Stellung allerdings eine glänzende genannt werden konnte. Aber ein ſo einfaches, nur der Kunſt lebendes Naturell konnte die äußerlich glänzende Stellung, das Leben in der höchſten Geſellſchaft innerlich nicht befriedigen, und ſie ſollte überdieß auch noch eine herbe Schickſalsprüfung erfahren, welche nicht ohne Einfluß auf ihre innere Entwickelung bleiben konnte, eine Prüfung, der ſie unter einfacheren Verhältniſſen wahrſcheinlich entgangen wäre. In der hohen Geſellſchaft Londons bewegte ſich damals unter dem Namen eines Grafen Horn ein kühner Abenteurer; er ſoll, wie man erzählt, früher Bediente geweſen ſein und die Papiere ſeines Herrn, welcher dieſen Namen führte, nach deſſen Tode an ſich gebracht haben. Seine große Gewandtheit und ſeine höchſt angenehme Perſönlichkeit wußten ſich lange in den höchſten Kreiſen zu behaupten und in denſelben eine nicht unbedeutende Rolle zu ſpielen. Dieſer Mann, verlockt durch Angelika's Wohlhabenheit und durch die Ausſicht auf ihre ihm unverſieglich erſcheinenden Einnahmen wußte die jugendliche Künſtlerin ſo zu umſtricken, ſo durch Betrügereien aller Art zu fangen, daß ſie endlich ſeinem Drängen nachgab und ſich heimlich mit ihm vermählte. Ihr Verhältniß zu dem ſogenannten Grafen Horn blieb nicht lange unentdeckt; man faßte nun erſt Argwohn gegen dieſen Menſchen und bald gelang es, ihn als Betrüger zu entlarven. Auch ergab ſich überdieß,

daß derſelbe bereits verheirathet und ſeine Frau noch am Leben war. Jetzt war ſein Leben nicht mehr ſicher, er entfloh, nachdem er von der Kaufmann'ſchen Familie noch eine Summe von einigen Hundert Pfund erpreßt hatte. Die mit dem Schurken eingegangene Ehe der Kaufmann wurde für null und nichtig erklärt. Auf eine Frauenſeele konnte ein derartiges Ereigniß nicht ohne unvertilgbaren Eindruck bleiben: die echt jugendliche, glückliche Friſche und Unbefangenheit war dahin und wenn gleich die Bitterkeit der von ihr gemachten Lebenserfahrung ſich bei ihrer mäßig leidenſchaftlich angelegten Natur mild löſen mußte, ſo verblieb ihr doch eine gewiſſe Reſignation, die ſtets Etwas von der Unmittelbarkeit, von dem Charakter der Empfindung hinwegnimmt. Auch in ihrem äußern Leben machte ſich dieſe Reſignation geltend. Obwohl ſie noch jung war, obwohl ihr auch nach dem Ereigniſſe mit dem Grafen Horn Heirathsanträge gemacht wurden, ſo ſchlug ſie doch dieſelben aus, bis ſie endlich erſt in ihrem 40. Jahre und zwar auf den Wunſch ihres alten und kränkelnden Vaters einen Freund deſſelben, den Maler Zucchi, heirathete. Mit dieſem lebte ſie bis zu ſeinem Tode ruhig und zufrieden. Zucchi war ein vortrefflicher Menſch, ein beſorgter Gatte, der, ſelbſt wenig bedeutend als Künſtler, nur für die Kunſt ſeiner Frau zu leben ſchien. Im Jahre 1781 kehrte Angelika von London nach

Italien zurück. Hier ſtarb bald darauf ihr Vater. Nach deſſen Tod nahm ſie mit ihrem Manne ihren feſten Wohnſitz in Rom, woſelbſt ſie bis an ihr Lebensende verblieb. Hier bildete ihr Haus den Mittelpunkt alles geiſtig bedeutenden Lebens; ſie ſelbſt verkehrte viel mit den größten Männern der Zeit; hier lernte ſie auch Goethe kennen. Es iſt nicht ſelten davon die Rede geweſen, daß Goethe durch eine Ehe mit Angelika einen Halt für ſein geſammtes Leben gewonnen haben würde, wie ihn ſpäter die Vulpius nicht darzubieten vermochte. Allein eine derartige Verbindung des größten, deutſchen Dichters mit unſerer Künſtlerin war ſchon deshalb nicht möglich, weil dieſe bereits mit Zucchi vermählt war, als Goethe in Rom lebte.

Im Jahre 1795 ſtarb ihr Gatte; ihre Vermögensverhältniſſe hatten in den bedrängten Zeiten der franzöſiſchen Revolution gelitten. Doch auch hierüber half ihr die gleichmäßige Arbeitsluſt, die Liebe, mit welcher ſie ihrer Kunſt oblag, hinweg. Nach einem kurzen Aufenthalt in Florenz und in Mailand, wohin ſie eine Reiſe zu ihrer Erholung im Jahre 1803 gemacht hatte, kehrte ſie wieder nach Rom zurück und ſtarb im Jahre 1807. Ihre Büſte iſt im Pantheon aufgeſtellt.

Die Stellung, welche Angelika Kaufmann in der Geſchichte der Kunſt einnimmt, iſt bereits bezeichnet worden: ſie iſt in keiner Weiſe zu unterſchätzen. Ihre

Kunst selbst charakterisirt sich leicht; Goethe hat sie im Ganzen richtig geschildert. „Das Heitere, Leichte, Gefällige in Formen, Farbe, Anlage und Behandlung ist der einzig herrschende Charakter der zahlreichen Werke unserer Künstlerin; keiner der lebenden Maler hat sie, weder in der Anmuth der Darstellung, noch in Geschmack und Fähigkeit den Pinsel zu führen, übertroffen.“ Es mag dieß gelten, allein schon aus dieser Charakteristik geht zugleich hervor, daß die Leidenschaft der Darstellung, die Energie der Zeichnung, welche allerdings erst die Kunst zu einer ergreifenden und dämonischen Gewalt erhebt, in den Werken der Kaufmann nicht zu suchen sind, und es bleibt ein müßiges Gerede, wenn man immer und immer wieder auf diese Mängel bei ihr hinweist. Es kann füglich zugegeben werden, daß ihr eine gewisse Sentimentalität eigen ist und es mag dieselbe wesentlich durch den längeren Aufenthalt in England genährt worden sein, allein bei alledem muß ihr doch das Verdienst zuerkannt werden, daß sie in ihrer weiblichen Weise reinere und edlere Darstellungen lieferte, als dieß sonst zu ihrer Zeit der Fall war. Sie hatte den Muth, sich von der Künstelei und Reflexion ihrer Zeitgenossen fern zu halten und mit einer milden und glücklichen Natürlichkeit die Objekte zu erfassen. Es giebt wenig Künstler, die so gleichmäßig ihrer Natur treu geblieben sind, nie über dieselbe hinausgegriffen

haben. Dabei war ſie durchaus geſchmackvoll, wenn auch nicht frei von Weichheit; ihre Empfindung iſt oft rührend, ſtets zart und edel. So ſteht ihr Bild vor uns, erfreulich und liebenswerth — und nicht ohne Bedeutung für die Kunſtentwickelung. So wird ihr Angedenken nicht blos von den dankbaren Wäldlern, es wird auch von der Geſchichte der deutſchen Kunſt bewahrt bleiben.

---

Anmerkung. Die meiſten Bilder der Angelika Kaufmann befinden ſich in England, auch in Dresden und Florenz ſind einige anzutreffen, außerdem ſind ſie im Privatbeſitze hier und dort zerſtreut; ihre bekannteſten Portraits ſind die Winkelmann's und Goethe's. Sapho, Sophonisbe, Juno, Diana u. dgl. Geſtalten hat ſie gern portraitartig behandelt, ein ähnliches Bildniß iſt die bekannte „Una.“ Ueber alle dieſe Bilder iſt eine gewiſſe Zartheit, welche jedoch hie und da an Sentimentalität grenzt, ausgegoſſen. Auch Genrebilder, wie die Zopfflechterin, ſind von ihrer Hand, größere hiſtoriſche Compoſitionen: Rinaldo und Armida, der Tod Heloiſens, der Tod der Alceſte, ſind in Kupferſtichen verbreitet.

## 5.

Der Weg in den Hinterwald. Bezau. Reute. Das Wirthshaus „zum goldenen Ochsen". Die Juriſten. Gefangene. Das hohe Joch. Bizau. Schimpfau. Der welſche Reiter. Au. Das Gaſthaus „zur Sonne." Das Thal um Au. Der Didamskopf und Canisflue. Der Argen. Das Gebirgsthal von Danils. Die Kirchweih im proteſtantiſchen Franken zu Unterferrinden. Die Kirchweih zu Au. Die höflichen Burſchen. Der Steinſchleifer Gottfried und ſeine Erzählung.

---

Obſchon ich nicht das Dantiſche lasirate ogni speranza, voi ch'entrate gebrauchen möchte, um den Eindruck zu bezeichnen, welcher den Wanderer erfaßt, wenn er hinter Schwarzenberg das engere Achthal und damit den „Hinterwald" betritt, ſo iſt er doch finſter genug. Eine über die Ach ſich wölbende hölzerne Brücke führt auf das jenſeitige Ufer. Die Waldberge rücken nah zuſammen, die Ach rauſcht tobend über die Felsgeſteine; zieht nun noch ein ſchwarzes Unwetter in grauſigem Fluge über die dunkeln Waldſpitzen und erfüllt die Natur mit finſtern Farben, rollt der Donner, zuckt der Blitz, und rauſchen die ſtarken Fichten und Tannen, iſt der ganze Wald in Aufruhr, ſtürzt hier krachend ein ſchwerer Stein in den hoch aufſpritzenden Waldſtrom, oder knackt dort der Gipfel eines Baumes weithinſchallend durch den einſamen Forſt zu Boden, ſo mag dem Wanderer aus der zahmen Ebene wohl ein wenig ängſtlich zu Muthe wer-

den; dem, der ſolch ein Concert der urgewaltigen Elemente bereits öfters gehört hat, wird das Herz mit einer unheimlichen Luſt erfüllt, und jauchzend zu dem Höllenſpektakel läßt er des Wetters Macht an ſich abprallen.

Wie es gekommen, war es vorüber geeilt. Der Himmel wurde wieder blau; leiſe wehte ein friſcher Wind und ließ die ſchweren Tropfen von den Bäumen fallen; die Sonne blickte herab in den einſamen Wald, in welchem mir nur ein Paar Holzarbeiter begegneten. So wanderte ich durch den von Felſen umgebenen Thalkeſſel bei Bezau vorbei. Dort iſt ein k. k. Bezirks-Amt, ſoviel ich weiß, das 4te in Vorarlberg. Bezau ſelbſt iſt ein recht anſehnliches Dorf und ſchön gelegen. Von hier aus gings nach Reute. Das iſt ein kleineres höchſt anmuthig in dem inzwiſchen freundlicher gewordenen Achthal gelegenes Dorf mit einem angeblich beſuchten Bade. Ich erblickte nur einige Badegäſte, die dem ſchönen Geſchlecht und einem zweifelhaften Alter angehörten. Reute machte einen um ſo freundlicheren Eindruck, als kurz vorher eine Prämiz daſelbſt gefeiert worden war; ein Sohn oder Verwandter des Wirths hatte die Prieſterweihe empfangen und da war denn noch Alles bekränzt, Blumenguirlanden und Ehrenpforten prangten in bunten Farben an und vor den zierlichen Hütten.

Die Kinder ſpielten draußen, die Pferde kamen triefend aus der Schwemme, die Gänſe erfüllten den Ort

mit ihrem Geſchrei und flügelten die Dorfſtraße entlang, vor der Wirthshausthüre ſtand der fette Wirth, das runde grüne Käppchen auf dem Kopfe, in Wahrheit ein noch lockenderes Wirthshausſchild als der „goldene Ochſe“ über ihm; er rauchte ſein Pfeifchen, die Schürze hing ihm an dem einen Zipfel aufgeſchürzt im Gürtel, die Hände klümperten in den Hoſentaſchen mit dem Gelde. So ſah er einem Füllen zu, das er gezogen und das ſich auf dem Wieſenplatze vor dem Hauſe umhertummelte. Weiter weg von der Thüre ſaß in der ſchattigen Laube des Wirths Frau und ſtickte; ſie hatte den ſchwarzen Strohhut auf, um gegen die ſchief durch das Laub ſich ſtehlenden Abendſonnenſtrahlen Schutz zu haben und ſah in ihrem Bregenzer Gewande ſauber und zierlich aus; vor ihr ſpielte die Katze und ein Paar Hühner gackerten um ſie herum. Die Bank unter der Laube war beſchattet, der Tiſch von kühlem Stein — wer wäre da nicht eingekehrt.

Nun ſetzte ſich der Wirth zu mir in die Laube und der rothe Tyroler glitzerte in der blinkenden Flaſche. Die Frau richtete neugierig Fragen an mich; ich ſagte ihr, daß ich von Hauſe aus ein Juriſt wäre, doch glaubte ſie es nicht, und es koſtete viel Mühe, bis ich ihr es einredete, denn ſie hatte mich für einen Maler angeſehen und konnte ſich nicht erklären, wozu ein Juriſt reiſe. Die Herren vom Gerichte in Bezau kämen nicht aus

dem Orte heraus und wären auch durch das viele Schreiben halb blind; was nütze es ihnen da, in die Welt hinaus, über die Berge zu gehen: bloß um der frischen Luft willen gebe man doch wohl nicht soviel Geld aus; auch habe sie stets geglaubt, wer Jurist sei, habe keine rechte Freude am Leben mehr. Solche ketzerische Ansichten suchte ich ihr zwar auszureden, im Grunde genommen hatte sie aber Recht: die Reise des echten Juristen ist stets durch hämorrhoidale Rücksichten bestimmt. Während unsers Geplauders waren zwei Kinder der Frau herzugekommen und wie sie am Tische standen, den Kopf und die Arme auf denselben gestützt, waren sie ein Paar gesunde Modelle für Rafaelische Engel; wunderbar großaugig sahen sie den Fremdling an, und verwendeten keinen Blick von ihm. Während ich mit der Familie des Wirths zusammensaß, wurde von zwei schmukken österreichischen Gensdarmen eine sonderbare Familie förmlich gekoppelt vorübergeführt. Es war ein alter Mann mit einem ursprünglich schönen, aber durch einen struppigen, grauen Bartwuchs sehr verunstalteten Kopf; wild hing das lange graue Haar um die mächtig große Stirn; seine Kleidung war mehr als abenteuerlich: sie bestand zum Theil aus Baumrinden, in die namentlich die Beine gleichsam eingeschient waren. Der Kittel war von brauner Wolle, zerlumpt und abgerissen. Ebenso zerlumpt sah sein Weib aus; sie war gleichfalls schon bejahrt, doch

eine schöne hochgewachsene Frau mit ein Paar schwarzfunkelnden Augen; ein junger halb blödsinnig aussehender Bursche, stets die Geberde des Schießens machend, folgte mit zwei Mädchen, von denen die Eine vielleicht achtzehn, die Andere fünfzehn Jahre alt sein mochte. Sie hatten das Ansehen von Zigeunerinnen, wild und braun; die ältere schien es kaum zu wissen, wie ihre Kleider so zerissen waren, daß sie den vollen Busen und die schlank gebauten Hüften dem Auge eines Jeden Preis gaben.

Das jüngere Mädchen weinte. Es war ein Jammerbild, das erste traurige Bild menschlichen Elendes, das ich im Bregenzer Walde erblickte, ein dunkler Schatten in dem Gemälde farbigen Glücks, das sich meine Phantasie bisher von dem Leben im Walde geschaffen und das sich meiner Seele sanft eingeschmeichelt hatte. Ich brach auf; durch ein freundliches Seitenthal mit reichen Wiesen führt der Weg von der Ach abwärts nach dem „hohen Joche" zu, das in der Abendsonne mit seiner zackigen Spitze purpurglühend hoch in den Himmel hineinragte. Ueber einen niedrigen Ausläufer dieses Gebirgsstockes, der mit hohem Nadel- und Laubholz bewachsen ist, gelangt man wieder in das Achthal und hat so einen beträchtlichen Bogen, den dasselbe bildet, abgeschnitten. Auf diesem Wege war das kleine Gebirgsdorf Bizau zu passiren und nun gings steil in die Höhe unter

rieſigen Tannen und Buchen. Schon war die Sonne untergegangen, die Farbe des Himmels wurde kälter, als ich endlich auf der Höhe angekommen, nun einen freien Blick herab auf das Achthal hatte. Tief unten ertönte wieder das Rauſchen der Ach, das dem Wanderer faſt auf ſeinem ganzen Wege durch den Bregenzer Wald das Geleite giebt, in dem Dorfe Schnepfau ſtieg der Rauch aus den gaſtlichen Hütten; dunkler Wald jenſeits der Ach, dunkler Wald dieſſeits; ein Streifen grüner Matten im Thale ſelbſt und am Anfange des Bergabhangs. Ueber den Gipfeln des Waldes ragen die Rieſenfelsgeſteine der Canisflue und des Didamskopfes empor, die noch in dem roſigen Schimmer der bereits untergegangenen Sonne leuchteten, als wollten ſie für kurze Zeit die Erinnerung an den Glanz, der den Tag über auf ihnen geruht hatte, feſthalten. Wie zwei Rieſenkouliſſen ſchließen die ſchrecklichen Geſellen das enge Thal; nur ein ſchmaler Raum zwiſchen ihnen läßt ahnen, daß daſſelbe hier nicht zu Ende iſt, ſondern nur eine Krümmung bildet. Der Mond fing zu erglänzen an, und ein Stern nach dem andern erblinkte, je tiefer ich ins dunklere Thal herniederſtieg. In dem Dorfe Schnepfau, deſſen Häuſer auf den grünen Matten, welche den Thalgrund bilden, ſauber verſtreut liegen, erglänzt ſchon ein Licht nach dem andern durch die Fenſter. An dem Gaſthauſe ging ich vorüber, weil ich

in dem Kirchdorfe Au zu übernachten beabſichtigte, in welchem morgen das Kirchweihfeſt ſtattfinden ſollte. Da muß man bei früher Zeit das erwachende Leben beobachten, um ſo mehr, als gerade das Auer Feſt das ſchönſte im ganzen „Walde“ ſein ſoll. Die Nacht war inzwiſchen eingebrochen, das Thal finſter geworden; der Weg führte immer hart am Ufer der Ach hin. Hier und drüben ſtiegen die Berge ſteil empor in coloſſalen Wänden. Der aufgegangene Mond war in dem tiefen Thale noch nicht zu ſehen, aber in ſeinem hellen Lichte erglänzte hoch oben zur Linken die nackte Felswand des Didamskopfs. Es war unendlich ſtill und geheimnißvoll da oben; es ſchien, als winkte ein Berggeiſt den Wanderer zu ſich hinauf in den einſamen Raum des Schreckens, hinauf die jähen Wände, die jetzt ſo mild beleuchtet waren. Ueber dem weißen Geſtein lag der erleuchtete Nachthimmel mit unzähligen Sternen, zur Rechten war Alles finſter, Alles Schweigen, nur am Rande des Waldberges ſchwebten und tanzten im Nebelglanze die Elfen auf den Gipfeln der Bäume. Jetzt aber kam er ſelbſt zu Geſicht, der freundliche Begleiter des nächtlichen Wanderers, der immer bitter humoriſtiſch dreinſehende Geſell; ſein Glanz ſtreifte in phantaſtiſchen Lichtern Feld, Wald und Bach. Nun war auf Einmal Alles Leben und ein Flüſtern und Kichern ging von Wald zu Bach, von Stein zu Stein, von jenſeits nach dieſſeits.

Mitten im Walde kam mir ein eigenthümliches Geläute entgegen, war's ein ſpäter Gang zur letzten Oelung eines Kranken, den ein Prieſter unternahm? konnte in ſolcher koſenden Nacht eine Seele ſich von der Erde trennen? Ich hatte mich getäuſcht. Auf hohem Saumroſſe mit allerlei phantaſtiſchem Zaumwerk behangen, wie man es in Savoyen und Italien ſieht, kam ein Mann, hoch auf dem bepackten Pferde ſitzend, dahergeritten. Die ſchwarze Sammetjacke und Hoſe, ſowie die Zipfelkappe, die lang auf den Rücken herabfiel, kennzeichneten den Reiter als einen Wälſchen. An ſeines Pferdes Halſe hing die Schelle, welche ſchon lange ſo laut getönt hatte. Einen Augenblick vergaß ich über der ungewöhnlichen Erſcheinung, daß ich in Deutſchland war, ich glaubte mich in die Gebirge Spaniens oder Italiens verſetzt. Auf meinen Gruß hieß es: felicissima notte! Als ich dieſe Worte hörte, erwachte in mir plötzlich die Sehnſucht nach dem Zauber des Südens, nach dem Glück ſeiner Nächte. Ich blieb ſtehen und horchte dem Glöckchen lange nach, bis es nicht mehr zu vernehmen war. Da ging ich weiter und verſchwunden war der Himmel Italiens mit ſeinen funkelnden Sternen, verſchwunden waren die Lichter, die vom Ufer des Golfs über's Meer leuchteten, der leuchtende Fanale in der Ferne, verſchwunden die ſchlafenden träumenden Schiffe auf dem Waſſer, das Leuchten der Wellen, welche um den Kahn ſpie-

len, verklungen die Töne der Mandoline, die von dem eintönig wehmüthigen Ritornell begleitet, vom Ufer weit ins ſtille, ſtille Meer hinüber klingen, hinüber klingen zu Dir, Du Glücklicher, der Du dort weilſt: felicissima notte! — Statt deſſen ertönte freundlich das Nachtgeläute vom nahen Dorfe Au, in das ich bald gelangte. In allen Häuern glänzten noch Lichter, da wurde gebacken, gekocht und gebraten, und der Duft zog aus den Küchen dem hungrigen Wanderer einladend genug entgegen. Bald hatte ich die Stufen des Gaſthauſes zur Sonne erſtiegen und trat in die ungemein geräumige, reinliche, glänzende Küche. Auch hier wurde an einem rieſigen Heerde gebacken, geſotten, gebraten am Spieße und in der Pfanne; hier loderte das Fett aus dem Feuer in die Höhe, dort brodelte Waſſer über. Aber Alles wurde von ſorglichen Augen überwacht und hier hieß es nicht: Viele Köche verderben den Brei. Eine ältere Frau mit weißem Haupthaar und ein junges hochgewachſenes Weib von überaus edler und ſtolzer Haltung führten den Oberbefehl. Unthätig ſtand der rieſige „Sonnenwirth" mitten in dem rührigen Treiben und wartete, bis ihm von einem weiblichen Weſen ein Teller mit Eſſen für irgend einen Gaſt in die Hand gegeben wurde; den trug er dann fort ins Zimmer, und kam wieder, wenn er ſolch ſchweres Geſchäft vollbracht hatte, und ſah wieder lächelnd in das Heerd-Eldorado und den flinken Mägden

zu. Ward ihm zu heiß, ſo langte er nach dem zinnernen Krug voll Wein, der in einem kühlen Winkel der Küche ſtand. Als ich nun mich mit einem „Grüß Gott, hungrig bin ich," anmeldete, war Alles überraſcht ob des unerwarteten Ankömmlings, doch nur einen Augenblick; ich wurde vom Kopf bis zu Fuß gemeſſen. „Ja ſchaut nur, hungrig und durſtig!" und Alles war wieder thätig wie vorher. Die ſchöne junge Frau mit ihrem ſtolzen Geſicht deckte mir in der Wirthsſtube einen kleinen Tiſch, ſtellte den Krug voll Wein hin und reichte mir von Braten, Früchten und Backwerk — es war ein köſtliches Mahl. Doch gings ſtill dabei her, denn die Antworten der jungen Frau waren trüb und ernſt. Das verdroß mich; ich verſuchte mit ihr zu ſcherzen, doch nur ſchwer gelang es mir, durch Neckereien das ernſte Geſicht zum Lächeln zu bewegen.

Schon am frühen Morgen des folgenden Sonntags ertönte Glockengeläute. Aus den Fenſtern des Gaſthofs ſah man gerade auf den Kirchhof und auf die Kirche, hinter welcher ſich unmittelbar die Gewände des Didamskopfs erheben. Kaum konnte ich aus dem kleinen Fenſter meiner Wohnung die Spitzen der Felſen, welche über 7000 Fuß hoch ſind, erblicken. Noch ſchien die Sonne nicht in's Thal; die nahe Felswand trof faſt vom Thau der feuchten Nacht; im Hauſe war ſchon Alles voll Leben.

Es ist das lieblichste und heimlichste aller Gebirgsthäler, das ich je gesehen, dieß Thal um Au herum; hier breitet es sich gerade etwas mehr aus; auf dem Wiesenplan liegen die Häuser des Dorfes willkürlich zerstreut, kaum, daß ein Weg von einem zum andern führt; meist sind es nur Wiesensteige. Die Ach nimmt hier, unmittelbar, ehe sie in das enge Thal zwischen Didamskopf und Canisflue hineinrauscht, den muntern Argen auf, ein schönes Gebirgswasser, das aus dem nach Feldkirch hinüberführenden hohen Gebirgsthal von Danils herabfließt. Geht man ein Stück in dies Seitenthal, das terassenförmig ansteigt, hinauf, so hat man auf das rückwärts liegende Bregenzer Achthal die schönste Aussicht. Da liegt's, das lieblichste Gebirgsdorf — Au; der schlanke Kirchthurm lehnt sich förmlich an die steile Wand des riesigen Felsens, der das Dörflein drohend überragt, rechts und links die Berge mit ihren zackigen, wilden Spitzen, die heute im schönsten Morgenrothe erglänzten; weiter unten die Wälder, Alles geschaffen, um für das grüne glückliche Fleckchen Erde mit seinen glänzenden Wassern, und seinen rauchenden Hütten, als schöne Einfassung zu dienen. Jetzt streifte die Sonne schon in's Thal, und lebendiger ward's. Die Glocken läuteten zur Kirche, sie klangen weit hinein in die Berge und heller und funkelnder ward Wiese und Wald, die Natur schien es zu wissen,

daß Sonntag gefeiert wurde. Da kamen ſie Alle aus ihren Hütten, von den höchſten Sennen ſteigt heute der Hirt herab und die Sennerin; dort auf den Gebirgsſteigen kamen ſie zugweiſe heran. Der ganze Bregenzer Hinterwald iſt auf den Beinen: Alles freut ſich, zur Kirchweih zu gehen; am Nachmittag kommt auch der Walſerthaler und über den Hoch-Iffer herüber mancher allgäuiſche Jäger aus Baiern. Auf allen Wegen, die vom Gebirg zum Thal führten, wallten ſie an dieſem Morgen zum Gebet; ich hatte mich hingeſetzt, ſchaute hinunter in das Thal und konnte mich nicht ſatt ſehen. An mir zogen die freundlichen Wäldler und Wäldlerinnen vorüber; ſchon von ferne erglänzten die Juppen der Frauen und Mädchen, faſt wie Rüſtungen. Namentlich Jungfrauen kleidet die Tracht, welche den keuſcheſten Eindruck macht, beſonders gut. Und nun die Mädchen und Frauen — wie ernſt ſind ihre Geſichter, wie tief ſehen dieſe großen Augen drein; doch ſowie ſie zu ſprechen beginnen, lacht die Heiterkeit aus ihrem ganzen Weſen. Der Menſch iſt hier wie die Natur; wäre nicht das lachende Grün der Sennen und Wieſen, wären nicht die Diamanten der Gewäſſer als ein köſtlicher Schmuck dem Ernſte der Gebirgswelt beigegeben, ſo würde ſie uns durch ihre Großartigkeit erdrücken. In den großen tiefen Augen ſpiegelt ſich alltäglich die ernſte Bergnatur, der

Blick gewöhnt ſich, aufzuſchauen nach den Wunderſpitzen grotesker Felſen, zu ergründen den tiefen Abgrund, aber heute ladet zur Ruhe, zum Genuß, zum anmuthvollen Plaudern der ſchattige Raſen, zum Jubel fordert das Echo auf, wie es tauſendfach durchs Gebirg hallt, zum Aufathmen der Flug des Adlers, die friſche Luft, die über die Almen weht, und ſchauſt Du weit hinein ins Land, ſo rufſt Du da und dorthinab, tief nach unten, unbekümmert, ob derjenige, den Du rufen willſt, es hört; daher kommt jene eigenthümliche Miſchung von tiefem Ernſt und Luſt und Heiterkeit im Gebirgsbewohner.

Freundlich grüßend waren bereits die letzten Wanderer zur Kirche an mir vorüber geſchritten; das Thal verlor jetzt an Leben, die kleinen wandelnden Gruppen, welche bisher auf allen Berghängen ſichtbar geweſen, waren verſchwunden, ſtill und ſtiller ward's bei mir oben, und ich konnte mich nicht ſatt ſchauen an der herrlichen Welt; mich rührte unbeſchreiblich der Morgenfrieden, der über ſie verbreitet war; da ertönten die Klänge der Orgel aus dem Thale herauf. Mich zog's hinab aus meiner Einſamkeit zu der frommen Gemeinde. Das Hochamt war bereits angegangen. Lieblicher Knabengeſang ertönte aus der offenen Kirche, welche gänzlich gefüllt war. Nur vorſichtig konnte man den etwas erhöhten Kirchhof, welcher die Kirche um-

gab, betreten; denn die Andächtigen knieten zu Hundert in den maleriſchſten Gruppen um die Kirche herum, alle nach dem Einen Mittelpunkte des Hochaltars gerichtet. Solch ein Eindruck prägt ſich tief und feſt in die Seele. Aus der Kirche hervor duftete der Weihrauch, ſie ſelbſt erglänzte in einem Lichtmeer; die Töne der Orgel und die frommen Weiſen ſchwiegen, kein Laut rührte ſich, als das Allerheiligſte gezeigt wurde, und hernieder ſchauten von allen Seiten die in funkelnden Herbſtmorgenfarben prangenden Berge unendlich ruhig und groß, ſo ſchweigſam, wie das Menſchenherz, wenn es am tiefſten empfindet — da erſchallten die Trompeten und Pauken als frohbegeiſterter Gruß von der Erde gen Himmel geſandt.

Gerade acht Tage vorher hatte ich in Baiern in einem an der Grenze zwiſchen Mittelfranken und der Oberpfalz gelegenen Dorfe daſſelbe ländliche Feſt der Kirchweih mitgefeiert. Wie grundverſchieden waren die Eindrücke, die ich damals dort und die ich heute hier empfing. Dort das proteſtantiſche Franken, hier das katholiſche Vorarlberg, dort ein an der großen Straße gelegenes Pfarrdorf, hier ein eng in den Gebirgen eingeſchloſſenes Dörflein. Katholizismus und Proteſtantismus, Süd- und Mitteldeutſchland: es iſt kein Zweifel — werden die aus Principien herausdeducirenden Demographen ſagen —, die höhere Bildung iſt auf

Seiten des fränkiſchen Bauern, und doch iſt dem nicht ſo. Wenn es wahr iſt, daß ſich der Sinn und die Bildung eines Volkes in ſeinen Feſten ausſpricht und in der Art und Weiſe, wie daſſelbe ſeine nächſte Umgebung geſtaltet, ſo ſteht der Bregenzer Wäldler entſchieden auf einer höhern Stufe. Es iſt wahr, der würdige Geiſtliche, welcher die Predigt in der proteſtantiſchen Filialkirche zu Unterferrinden in Franken abhielt, beſaß alle die geiſtige Kraft und Beredtſamkeit, welche dazu gehört, um des Menſchen Herz und Geiſt zu erfaſſen, aber war denn eine Gemeinde vorhanden, um die herrlichen Worte zu vernehmen? waren nicht die Sitze der Frommen ſo leer, daß man die Anweſenden zählen konnte? ſah ſich der greiſe Prediger nicht genöthigt, über die Lauheit des kirchlichen Sinnes bei dieſer Veranlaſſung zu ſprechen? Wie anders erſchien die andächtige Menge, welche die Kirche zu Au und deren Umgebung erfüllte! Und nun Nachmittags, da kamen dort in Franken die bairiſchen Burſchen und Mädchen, ein plumpes ungeſchlachtes, wenn gleich geſundes und kräftiges Volk zuſammen aus Nah und Fern. Das in dieſer Gegend gerade ganz vortrefflich gebraute Bier floß in Strömen, ſo daß der größte Theil der „Buabn," als Nachmittags 4 Uhr der Tanz begann, ſchon angetrunken war. Mit wildem rohen Geſchrei wurde um den Kirchweihbaum getanzt, und

endlich an der einen Hand das Mädchen, in der andern „die volle Maß“ nach dem Tanzſaale gezogen.

Dort oben entwickelte ſich in der ohnedieß ſchon nicht hellen Stube, deren Decke von einer geſchwärzten Säule getragen wurde, ein fürchterlicher Tabaksqualm, während das ganze Haus ein betäubender Hopfengeruch durchdrang. Und in dem Qualm drehten ſich wie raſend die Tanzenden; ſtier blickten mit ſchwimmenden Augen die ihrer Beine kaum noch mächtigen Burſchen darein. Endlich zog Alles betrunken nach Hauſe. Das iſt ein Kirchweihfeſt in dem aufgeklärten proteſtantiſchen Franken!

Welch anderes Leben, als ich in das Wirthshaus am Ausgange des Dorfes Au eintrat. Da ſaßen in einem Parterrezimmer die älteren Frauen und Männer an den blanken Tiſchen; Alles in der Stube befindliche Meublement war hellpolirt und geſäubert, die Sonne ſchien freundlich durch die Fenſter; ein kühler Luftzug wehte durchs Haus. Oben begann die Muſik; die hinaufführende Treppe war ſo reinlich, als hätte ſie noch Niemand betreten, und doch war oben ſchon Alles voll. Da ſaßen die jungen Mädchen und Burſchen in dem einen großen Zimmer bei Kaffee und Kuchen, die Burſche hatten außerdem ihre blinkenden Flaſchen mit Wein gefüllt vor ſich ſtehen; es gab ein luſtiges Plaudern herüber und hinüber und wohin auch

der Fremdling trat, an jedem Tiſche wurde er freundlich und zuvorkommend begrüßt, und, indem man zuſammenrückte, bot man ihm Platz an. Heiter ſcherzten die Männer, fröhlich neckten die Frauen, verſchämt lächelten die Mädchen oder gaben mit ſchelmiſchen Blicken eine ſpitze Antwort; dazu die geſunden Geſtalten, die überaus zierliche, heute beſonders gewählte Tracht der Frauen, die leichte knappe Kleidung der Männer! In dem Tanzſaale war kein Staub, kein Qualm: nach jedem Tanze wurde gelüftet; Alles erfreute ſich an den oft wiederholten Extratänzen, welche meiſt von einer beſtimmten Anzahl mittanzender Perſonen bezahlt werden. Der übliche Tanz iſt voller Beweglichkeit und hat noch am meiſten Aehnlichkeit mit dem echten Steyriſchen Ländler. Namentlich die Mädchen tanzten gut und graziös. Die Burſche jubelten und juchzten dazwiſchen, aber Alles hatte einen heiteren und gefälligen Charakter. Ich wurde auch hier von Allen herzlich begrüßt; man hatte mich ſchon am Morgen da und dort geſehen, und nun gings an ein Fragen, pfiffig und dumm; Jeder wollte mich unterhalten, mir eine Freundlichkeit ſagen und erweiſen. Nur ein Paar bairiſche Jäger waren unter den freundlichen Menſchen, die ſahen ſo patzig, ſo dummſtolz und roh und doch auf der andern Seite ſo ſchlau aus, daß man ihnen ſofort ihr Vaterland anmerkte. Wenn

Prügelei an einem Kirchweihfeste in Au entsteht, so sind's die Baiern, welche anfangen, sagte mir ein österreichischer Gensdarm.

Unter Allen fiel besonders ein Mädchen auf, ein liebliches graziöses Kind von höchstens 16 Jahren; die dunklen Zöpfe umschlangen den schöngebildeten Kopf, und ein Paar ausdrucksvolle Augen schauten fröhlich und mit jenem unnennbaren Reiz des Staunens der Jugend in die Welt, ihre jungfräuliche Gestalt war beweglich und schlank, doch voll und rund, ihr Fleisch von jenem brunetten Ton, welcher sonst nur Creolinnen eigen zu sein pflegt.

Gern hätte ich mit ihr mich unterhalten und getanzt, allein sie war von ihrem Geliebten so in Beschlag genommen, daß sie mit Niemanden sonst verkehrte. Gegen die in Tyrol übliche Sitte wollte ich nicht verstoßen. Kaum hatte das schöne Kind aber bemerkt, wie sie von dem Fremden beobachtet wurde — denn die Frauen sehen das selbst im Bregenzer Wald sehr rasch —, so sprach sie mit ihrem Burschen ein Paar Worte. Der führte sie sofort bei der Hand auf mich zu und indem er mich artig und mit feiner Handbewegung begrüßte, präsentirte er mir seine Tänzerin mit der Bitte, mit ihr zu tanzen, soviel ich wollte, wenn ich ein Liebhaber davon wäre. Durch solche Courtoisie und Zuvorkommenheit war ich, offen

geſtanden, etwas verwirrt, doch tanzte ich gleich wacker mit. Einer nach dem Andern brachte mir nun ſein Mädchen und ſo hatte ich das Glück, mit den Hübſcheſten zu tanzen. Man fand es natürlich und ſchicklich, den Fremden auf dieſe Art zu ehren, und man freute ſich um ſo mehr, als er unbefangen ohne Weiteres ſich mit herumdrehte. Nur meine wackern Landsleute, die Baiern, ärgerten ſich darüber. Gegen Abend, als ich meine Geſellſchaft verlaſſen wollte, begegnete mir an der Thür des Gaſthofs der Steinſchleifer Gottfried aus dem Rickenthale, bei welchem ich vor einiger Zeit ein Gewitter abgewartet hatte. Mit ſeinem friſchen Weibchen hatte er Verwandte hier beſucht, und mich erſt beim Sonnenwirth und nun hier im untern Wirthshauſe aufgeſucht. Ich ſchlenderte mit meinen Gaſtfreunden nach dem Platze, wo die Buden ſtanden, und kaufte beim löblichen Buchbindermeiſter von Feldkirch, welchem ich ſchon Tags vorher mehrmals im Walde mit ſeinem Schimmel und dem bepackten Wägelchen begegnet war, allerlei Kleinigkeiten: Heiligenbilder und dgl. für Gottfrieds Kinder. Dann kehrten wir zurück, und als wir wieder bei der „Sonne“ vorüberkamen, hörte ich, wie Gottfried zu ſeinem Weibe ſeufzend ſprach: „Heut vor acht Jahren war Er auch noch mit uns hier,“ und dieß „Er“ ſprach er mit traurigem Tone und mit bewegtem Antlitz; es

lag in dieſem Augenblicke ein unausſprechlicher Zug der Treue über dem Geſichte ausgegoſſen. Ich wollte nicht direkt fragen, was er habe, doch bald redete er von ſelbſt auch zu mir von „ſeinem Freunde Joſeph.“ Die Art, wie der einfache und ſchlichte Mann in eine, ſein ganzes Weſen beherrſchende Wärme gerieth, gab ſeinen Worten einen eigenthümlichen Reiz. Am letzten Wirthshauſe, wo wir vorher geweſen waren, ſetzten wir uns auf die Wieſe vor dem Hauſe nieder. Ueber das Wieſenthal hinweg ward der Anblick gefeſſelt von dem „Widderſtein,“ dem „Rothhorn“ und „Zillerkempen,“ welche bei Schröcken, wo die Ach entſpringt, den Bregenzer Wald abſchließen. Hier vernahm ich nun aus dem ſchlichten Munde Gottfrieds folgende Geſchichte.

Vom

# Steinschleifer Joseph

und der

# Annemarie.

## 6.
### Vom Steinſchleifer Joſeph und der Annemarie.

Eines jener Schleifwerke, welche an dem rauſchenden Riftenbache entlang belegen ſind, gehörte mit dem nahen kleinen Bretthauſe am Wege dem Steinſchleifer Chriſtoph Schwerdtner.

Ein ſtiller, fleißiger Mann war dieſer Chriſtoph. Vom erſten Morgenroth bis ſpät in den Abend hinein ſtand er unverdroſſen bei ſeiner Arbeit. Er lebte abgeſchloſſen für ſich hin. Befand er ſich aber einmal in Geſellſchaft, ſo konnte man nicht leicht einen fröhlicheren Menſchen finden als Meiſter Schwerdtner: ſo luſtig und guter Dinge war er.

Er hatte ſich in ſeinen jungen Jahren „draußen" wacker umherwerfen laſſen, deshalb wußte er gar mancherlei von der Welt zu erzählen.

Wenn dann der oder jener ſeiner aufmerkſamen Zuhörer ausrief:

„Wer doch auch ſo weit in die Welt hinausgucken könnte!"

legte Meiſter Schwerdtner den Finger bedeutſam an die Naſe, ſchüttelte den Kopf und ſagte:

„Liebſter Freund und Nachbar, das Reiſen iſt gut Ding, aber gut Ding will Weile haben, verſteht ihr mich?“

Die Andern nickten mit dem Kopf, aber mit ſo zweifelnder Miene, daß Chriſtoph darin keine Zuſtimmung erkannte.

„Ihr verſteht mich nicht,“ ſagte er weiter, „die Reiſeluſt iſt gar gefährlich. Wen ſie recht erfaßt, dem kommt die Luft in ſeinen vier Pfählen zu dick vor, er kann ſie nicht einathmen, fort muß er wie von unſichtbarer Macht getrieben. Hätte ich meine ſelige Frau damals nicht zu rechter Zeit kennen gelernt, wer weiß, wo und wie ich jetzt umherzöge; ſie hat mich an das Haus gewöhnt und mich gelehrt, den geräuſchloſen, täglich daſſelbe Angeſicht zeigenden Heerd zu ſchätzen.

Seht ihr lieben Leute, gerade wie mein Joſeph, der dieſes Jahr gefirmelt werden ſoll, war ich. Das iſt ein unruhiger Kopf, ein Hochhinaus. Welche Sorge hat er mir neulich erſt gemacht, als er Abends nicht nach Haus kam, noch einen ganzen Tag wegblieb und dann erſt ſpät um Mitternacht heimkehrte. Wo war er geweſen? In Bregenz. Als ich ihn zur Rede ſetzte, antwortete er ganz unbefangen: Vater, ich mußte.

Da ſeid Ihr beſſer dran mit Eurem Sohne Gottfried, Nachbar. Der wird einſtens ruhig Euer Handwerk fortſetzen, Euer Haus in Stand halten, ein Weib nehmen und im häuslichen Glücke zufrieden leben.“

Damit schloß das Gespräch an einem Sonntage Nachmittag in dem Schänkhause zu Alberschwende, dem großen Dorfe, dessen Kirche und Schule die Fichtenthaler besuchen.

Schwerdtner trat den Heimweg an.

Die Abendlichter funkelten bereits als sonnige Kronen auf den Bergspitzen, die Tannen neigten ihre rauschenden Häupter in der weichen, schon milden Luft, in den Fenstern der am Berghange wunderbar schön gelegenen Pfarrei glühte das letzte Sonnenlicht.

Langsam, in die Pracht des Sonnenheimganges versunken, setzte Schwerdtner seinen Weg fort.

Aus seinen Gedanken rief ihn eine Stimme. Er sah auf, der Pfarrer von Alberschwende stand hinter der umblühten Staketerie seines Gartens und winkte.

Der Pfarrer war ein feiner, weltkluger, dabei unendlich gutmüthiger und gütiger Herr. Davon zeugten schon die sanften blauen Augen, die mit dem Silber des Haupthaares der hohen Gestalt eine seltene Würde verliehen.

„Meister Schwerdtner, tretet doch gefälligst einen Augenblick bei mir ein," rief er dem des Weges Kommenden zu, öffnete die Gartenthür und ging ihm ein Stück entgegen.

„Ihr könnt Euch," fuhr er fort, als beide vor dem runden Steintisch in der Weinlaube saßen, „schon

einen Augenblick für mich abmüßigen; wir haben Mondenſchein und dieſer iſt ein angenehmer Begleiter für ſpäte, einſame Wanderer. Auch will ich Euch nicht einmal lange aufhalten.

Ich möchte über Joſeph mit Euch ein vertrauliches Wörtchen reden. Ihr wißt, ſchon als Knabe war er mir an's Herz gewachſen, denn ich entſinne mich kaum, ein Kind mit ſo klugen Augen, mit ſolchem Lebensmuthe und mit ſolcher Lebenskraft in dem vollendeten Ausgepräge der ganzen Geſtaltung geſehen zu haben, als Euren Joſeph. Ein kleiner Spitzbube war er von jeher; ich habe mich, natürlich nur im Stillen immer gefreut, wenn er von ſeiner Bank aus über das Gehörte Fragen an den Schulmeiſter richtete, mit deren Beantwortung jener ſeine liebe Noth hatte. Wie gut traf es ſich, daß ich vermöge meines Amtes als Schul-Inſpektor öfter anweſend war und die bedrohte Würde des in die Enge getriebenen Lehrers bei Anſehen erhalten konnte.

Jetzt, wo Joſeph die Schule verlaſſen hat und ehenächſtens von mir gefirmelt werden ſoll, iſt mir der ſchlanke, hoch aufgewachſene Jüngling noch lieber geworden, wenn's möglich wäre.

Seine Liebenswürdigkeit iſt ſo zu ſagen erſtarkt, männlicher geworden. Der ſchnellen Auffaſſungsgabe ſeines Geiſtes hat ſich ein ungewöhnlich reifes, ſcharfes

Urtheil beigeſellt; ſeine muntern, großen, offenen Augen ſchicken die Blicke wie Boten hinaus in die Welt, die ſich nach Allem erkundigen ſollen; bei ihrer Heimkehr ſucht er ſich von dem, was ſie bringen, das Beſte aus. Dabei ſchlägt er ſich zu einem Wirthe an. Ich muß dieſes Aufſichhalten, nennt's meinetwegen auch Stolz, einer ſich bewußten Jugend gut heißen, es bewahrt.

„Was habt Ihr nun demnächſt mit ihm vor, Meiſter Schwerdtner?“

„Hochwürden,“ antwortete dieſer, „man plagt ſich doch ſein Leben lang nur für die Kinder, wenn man auch nur deren eines hat, wie ich, daß ſie einmal ein warmes Neſtlein finden und beſſer ſitzen als unſer eins ſaß, wie es zu Neſte trug. Er ſoll mein Nachbeſitzer im Schleifwerke werden.“

„Hm,“ meinte der Pfarrer, „ich fürchte nur, er wird es nicht lange aushalten.“

Schwerdtner war betroffen, ſah vor ſich nieder und zog mit ſeinem Stocke Figuren in den Sand des Gartenweges.

Der Pfarrer klopfte ihm ſanft auf die Schulter und fuhr fort:

„Verſteht mich nicht falſch, Freund Chriſtoph. Ich will nicht geſagt haben, daß Euer Joſeph ein Lüdrian werden wird, aber offen muß ich Euch bekennen, in Eurem Schleifwerke wird er kein großer Mann, und

das muß er werden, dazu hat ihn die Natur angelegt, wenn anders die Verhältniſſe günſtig ſind. Laßt ihn nur erſt hinauskommen Euren jungen Aar mit der tüchtigen Flügelkraft, er wird ſchon verſtehen zu fliegen."

„So muß der Menſch beſchaffen ſein," fuhr er immer wärmer werdend fort, „auf den das Glück in der Welt unverdroſſen wartet, bis er kommt, geſcheit und liebenswürdig. Alſo, und das iſt meine eigentliche Bitte, weshalb ich Euch hereinwinkte, laßt ihn ſeine Wege gehen. Daß er in zehn Jahren vierſpännig in's Dorf gefahren kommt, dafür ſtehe ich ein. Doch nun will ich Euch nicht länger aufhalten, geht mit Gott."

Er begleitete den ſich verabſchiedenden Steinſchleifer ein Stück über die Gartenpforte hinaus. An der Umbiege des Weges trennten ſich beide unter warmem Handdruck.

Schwerdtner überlegte das Gehörte. Ziemlich nahe dem Riftenthale ſtörte ihn ein Geräuſch. Er ſtand ſtill und lauſchte.

„Das iſt doch ſonderbar: geht ein Schleifwerk noch um dieſe ſpäte Stunde. Soll mich doch Wunder nehmen zu erfahren, wer ſo viel Beſtellungen hat, daß er tief in die Nacht hinein arbeiten muß."

Schwerdtner war jetzt an die Stelle des Weges gekommen, von wo aus man die Schleifereien überſehen konnte. Der Mond ſtand klar am Himmel und die

Wellen des Rikten glänzten in ſeinem Schein. Der tobte faſt noch mehr als am Tage und ſchien völlig erzürnt, daß er ſelbſt zur Nachtzeit ſein Wellenſpiel dem Dienſte der Menſchen widmen mußte.

„In meinem Werke ſchleift Jemand?“ rief Schwerdtner verwundert aus, als er ſich überzeugt hatte, daß es dort hantirte und rumorte.

Er beſchleunigte ſeine Schritte und war nicht wenig erſtaunt, ſeinen Joſeph ſchweigend bei emſiger Arbeit zu finden.

„Was machſt Du denn da?“

Joſeph hielt das Werk an, ſtrich ſich die während der Arbeit über die hohe Stirn gefallenen Locken zurück und ein paar Mal mit der Hand über die heißen Wangen und ſagte:

„Seht Vater, wie ich da in der Stube auf Euch warte und ſo überdenke, was ich nun anfange, fällt mir ein, daß es doch recht ärmlich iſt, Tag für Tag daſſelbe zu ſchleifen, immer die alten Formen, dazu braucht man doch nicht Menſchen, das könnte eine Maſchine beſſer verrichten. Ich ſinne und ſinne auf Neues, nicht ſchon Dageweſenes, und je mehr ich ſinne, je wärmer wird mir's im Kopfe, es wirbelt mir als hätte ich Moſt getrunken drüben beim Sonnenwirth in der Au. Plötzlich ſteht, was ich will, vor mir, ich renne fort, das Schleifwerk ſchnarrt, ich arbeite was

ich kann und nun ſeht Euch einmal die Platte an, das iſt doch ein anderes Gemächte als dieſes hier."

Er ſtieß mit dem Fuße an die fertigen, auf der Erde aufgeſchichteten Platten, daß ſie an einander klirrten und ſah den Vater, die Arme in die Seite geſtemmt, fragend an.

Schwerdtner betrachtete des Sohnes Arbeit lange her und hin, endlich ſagte er: „Arbeite das Stück nur morgen fertig," und beide gingen dann, Joſeph in Gedanken über ſeine angefangene Arbeit, Schwerdtner über des Sohnes neue Erfindung, ſtill neben einander nach Hauſe.

Als am andern Morgen Meiſter Chriſtoph im Schleifwerke ſtand und des Sohnes Arbeit abermals betrachtete und ſich laut über dieſelbe ausſprach, trat der Pfarrer von Alberſchwende in die Thür.

„Ich meinte Ihr hättet Geſellſchaft und wäret mindeſtens zu Zweien hier;" ſagte er, „ich hörte ſprechen."

„Hochwürden," antwortete Schwerdtner, „es iſt eine alte Angewohnheit, daß ich, wenn mich etwas ſehr beſchäftigt, laut reden muß."

„Je nun, das iſt keine Sünde; was aber beſchäftigt Euch denn?"

„Seht hier von meinem Sohne eine ganz neue Form von Platten."

Während ſie der Pfarrer wohlgefällig von allen

Seiten betrachtete, erzählte Schwerdtner, wie er Joseph gestern Nachts unvermuthet bei der Arbeit getroffen habe.

„Das ist ja," unterbrach ihn der Pfarrer, „etwas ganz Neues und ein sehr wohl gelungenes Stück Arbeit; das wird Euch in Kundschaft bringen. Ja, ja, Joseph bewegt schon die Flügel. Ich hätte ihm gern ein freundliches Wörtlein über die Arbeit gesagt, denn Anerkennen muntert zum Aufstreben an, allein mich drängen Amtsgeschäfte. Sagt ihm einen schönen Gruß von mir."

Der Pfarrer bestieg sein Rößlein, das er während des Besuches an einen Pfahl gebunden hatte und trabte im warmen Frühschein von dannen.

Schwerdtner wartete und wartete auf das Erscheinen des Sohnes, er kam erst gegen Abend.

Christoph, darüber ärgerlich, beantwortete sehr kalt des Sohnes Gruß.

„Der Pfarrer war heute früh da, er wollte Dich sprechen; hätte müssen freilich lange warten, wenn er Dich hätte sehen wollen. Nun wird Deine Arbeit heute nicht fertig; ich sehe eigentlich keinen Grund, weshalb Du noch in's Schleifwerk kommst."

„Meine Arbeit mache ich überhaupt nicht fertig: ich habe mir schon etwas Neues ausgesonnen."

Nach diesen Worten schickte sich Joseph an ein neues Werk zu beginnen.

Schwerdtner brummte; Joſeph legte die Arbeit weg und trat zu dem Vater.

„Du biſt unwillig, weil ich nicht zur rechten Zeit hierher gekommen bin und nun ich hier bin, das Angefangene liegen laſſe. Ich kann nicht dafür, ich bin nicht wie Andere: ich kann nichts ſchaffen, wenn ich muß. Mein: „zur rechten Zeit“ iſt verſchieden von Eurem. Ich war heute früh auf den höchſten Bergſpitzen. Vater, es war ein reizendes Bild, in das ich von oben herunterſah. Dazu dieſe tiefe Ruhe um mich her, man konnte die Wolken ziehen hören. Was iſt mir nicht Alles durch den Kopf gegangen. Wenn ich ein Maler wäre und was ich in meiner Phantaſie trage, hinzaubern könnte auf die Leinwand, daß es die Welt anſtaunen müßte, welch' ein Glück wäre das! Wohl dem, der das nicht fühlt.“

Joſeph ſetzte ſich mit einem Seufzer wieder an die Arbeit.

Der Vater nahm die Platte, die der Sohn geſtern bearbeitet hatte, vor und ſagte:

„Ich will ſehen, ob ich das Ganze zu Stande bringen kann.“

Beide arbeiteten, bis die Sonne untergegangen war.

Als Joſeph dem Vater gute Nacht wünſchte, fragte er, ob er ihm noch zürne.

Chriſtoph reichte ihm die Hand.

„Mein lieber Joseph, ich finde es natürlich, daß Deine gesunde Jugend dem Baume gleicht, der blüht und treibt, aber nimm Dir den Baum zum Vorbilde. Er treibt erst Zweig um Zweig und Blatt um Blatt, bis endlich aus jenen eine Krone wird, und nach den Blättern die Blühten kommen: das wird kein gutes Jahr, wenn Blätter und Blühten zusammenkommen. Man baut kein Haus vom Dach herein. Vor allen Dingen sei zufrieden mit Deinem Loose, wenn Du glücklich werden willst. Und nun gute Nacht."

Am andern Morgen arbeitete Joseph bereits im Schleifwerke, als der Vater dahin kam; die erste Platte war bereits fertig, die andern bedurften nur noch weniger Arbeitsstunden. Joseph hatte von beiden Zeichnungen gemacht.

„Nun wollen wir Nutzen davon ziehen. Ich reise nach Bregenz, Lindau, St. Gallen und sammele Kundschaft drauf."

Der Vater fand den Vorschlag in der Ordnung und Nachmittag wanderte Joseph durch's Riktenthal auf Bregenz zu.

Von seiner Reise kehrte er erst nach einigen Wochen mit vielen Aufträgen versehen heim.

Es galt sie alle auszuführen: bald stand im Riktenthale ein neues Schleifwerk, in welchem Joseph rüstig und rührig arbeitete.

Der befreundete Pfarrer beſuchte beide ſehr oft, Händler und Käufer gingen in dem Schwerdtner'ſchen Hauſe ab und zu; Joſeph machte reden von ſich: er wurde eine bekannte Perſon im Walde. Die Guten und Redlichen liebten und ſchätzten ihn, Uebelgeſinnte und Neidiſche feindeten ihn an, freilich nur hinter dem Rücken, denn da der Pfarrer ſo oft und wo er immer konnte, mit der größten Anerkennung und Hochachtung von dem jungen Steinſchleifer ſprach, dem noch ein Anderes bevorſtehe als im Werke zu ſtehen, wagte es Keiner offen zu widerſprechen. Dazu kam, daß Joſeph, der ſchlank gewachſene Jüngling mit der breiten Bruſt ſich Reſpekt einzuflößen wußte, daß keiner der eigentlichen Bauerburſche — ſeine ärgſten Feinde, weil er in der Kunſt es ihnen gleich that — an ihm ſich mehr zu reiben ſuchte, ſeit er dem Stärkſten unter ihnen, der ſich bei einem Tanze Unarten erlaubte, auf ſehr unfreundliche Weiſe bewies, daß er noch ſtärker, noch gewandter ſei.

Daß die Mädchen aller Orten, wohin er kam, die Blicke auf ihm ruhen ließen, ihn heimlich liebten und zum Manne begehrten, verſtand ſich von ſelbſt, indeſſen konnte ſich keine einer beſonderen Auszeichnung rühmen.

Wir übergehen einen Zeitraum von drei Jahren.

Der redliche Chriſtoph Schwerdtner ruht bereits ſeit einem Jahre auf dem Kirchhofe zu Alberſchwende neben dem ihm einige Wochen im Tode vorausgegangenen Pfarrherrn.

Joſeph iſt Erbe des Vaters geworden: er beſitzt zwei Schleifwerke, die ausgebreitetſte Kundſchaft und noch ein artiges Kapital von baaren zweihundert Gulden außer dem ſchuldenfreien Hauſe.

„Wer es doch auch ſo gut hätte wie Du," rief Gottfried, der Sohn des verſtorbenen Steinſchleifers Chriſtoph, ſein nächſter Nachbar thalaufwärts, als ſie eines Sonntags von Alberſchwende kamen, wo beide ihrer Väter und des Pfarrers Grab beſucht hatten.

„Was willſt Du denn damit ſagen?" fragte ihn Joſeph und warf ſich in das friſche Gras eines kräuterreichen Hügels. Gottfried nahm Platz auf einem Steinblock, der vor langer Zeit von der Felswand des Berges ſich getrennt hatte und in's Thal herabgerollt war und antwortete:

„Was ich damit ſagen will, dächte ich, wäre deutlich genug. Wer ſo wie Du in der Welt daſteht, reich, geehrt und geliebt, der iſt glücklich. Da bin ich übler dran: klein und unanſehnlich von Geſtalt, nur mit Hausverſtand begabt, muß ich mich redlich plagen, um mir eine nur etwas beſſere Zukunft zu bereiten, als

mein armer seeliger Vater hatte; eins nur hätte ich etwa mit Dir gemein, das gute Herz, 's ist doch auch etwas, nicht Joseph?"

Dieser sprang auf und umhalste seinen Gottfried. So ganz verschieden an Geist und Körper hatte doch die Beiden eine enge Freundschaft verbunden.

Gottfried schaute zu Joseph wie zu seinem Ideal auf, dieser fand sich zu jenem wegen seiner Tüchtigkeit, zuverlässigen Treue und Herzensgüte hingezogen.

„Gottfried, wenn die Frage entsteht, wer von uns der Glückliche ist, so bist Du es. Sieh dort hinauf zu dem Himmel: warum ziehen die Wolken weiter, obschon es ihnen in der Sonne ganz behaglich sein könnte? weil sie wandern müssen. Ich muß und will die Welt sehen; nimm Du Dir tüchtige Schleifer an und arbeite in meinen Werken, Du wirst bald Geld in Fülle verdienen. Dann suche Dir ein Weib und werde ein glücklicher Vater. Du gehörst in's Haus, ich hinaus. Jetzt laß uns heim gehen; morgen machen wir die Sache richtig und setzen ein Paar Zeilen auf um Lebens und Sterbens willen."

„Sprich mir nicht davon. So sehr mich Dein Anerbieten freut, wenn Du vom Sterben sprichst, mag ich gar nichts weiter hören. Vor Deiner Jugend und Kraft hat der Tod schon Respekt."

Arm in Arm gingen sie nach dem Riftenthale, re-

deten fröhlich und guter Dinge noch Vieles von der Zukunft, die ſich freilich einem Jeden von Ihnen anders darſtellte und am anderen Morgen wurde der Kontrakt aufgeſetzt. Acht Tage ſpäter, am Oſter-Sonntage, packte Joſeph ſeine ſieben Sachen zuſammen und machte ſich auf die Wanderſchaft. Gottfried begleitete ihn ein Stück über Alberſchwende nach Au zu.

Au, das ſchönſte Dorf von allen, liegt am tiefſten im Hinterwalde. Dort ſind die fetteſten, ausgebreiteſten Sennereien gelegen, und die Käſe, die man allda macht, ſind ein geſuchter Handelsartikel weit und breit. Ganz arme Leute findet man in Au nicht, wohl aber wohlhabende und ſehr reiche.

Der Reichſte war „der Sonnenwirth.“ Er beſaß außer ſeiner großen Bauerwirthſchaft den Gaſthof zur „Sonne,“ und hatte daher den Namen bekommen, worüber man denn nach und nach den wahren vergeſſen hatte.

Dieſer Sonnenwirth war ein ſtolzer Mann, der ſich auf ſeinen Reichthum und ſeinen ausgebreiteten Käſehandel nicht wenig einbildete und Alle über die Achſel anſah.

Seine Kinder verlor er bei einer im Dorfe wüthenden Seuche, als Annemarie, das jüngſte, 5 Jahre alt war. Sie wurde auf faſt wunderbare Weiſe vom Tode gerettet. Man hatte auch ſie ſchon aufgegeben. Der troſtloſe Vater, dem im ſchrecklichen Augenblicke der

ganze Reichthum nichts half, ging händeringend und laut weinend vor ſeinem Hauſe auf und ab, denn er hatte müſſen von dem Bette des Kindes fliehen, deſſen Wehklagen und Wimmern er nicht länger hören konnte.

Plötzlich ſtand ein hagerer fremder Mann ihm zur Seite, der nach der Urſache dieſer Kummerthränen fragte.

Der Sonnenwirth erzählte, vom Schluchzen unterbrochen, ſein Leidweſen.

„Herr,“ entgegnete der Hagere, „wer weiß, ob der Tod nicht ein Glück für Euer Kind wäre, indeſſen Ihr wollt, es ſoll leben, da, nehmt dieß und gebt ihm von dem Arkanum.“

Er drückte dem Erſtaunten ein kleines Fläſchchen in die Hand, darauf war er, wie er gekommen, verſchwunden. Das Kind hatte kaum von jener Arzenei genommen, als es in einen tiefen Schlaf verfiel, der volle zwei Tage währte. Man hätte fürchten müſſen, es ſei der Schlaf des Todes, wenn nicht das eingetretene, täglich wachſende Roth auf des Kindes Wangen die Wiederkehr eines kräftigen Lebens verbürgt hätte.

So geſchah es auch: Annemarie genas zur Luſt der Eltern, ganz beſonders des Vaters.

War das Kind ſchon früher ſein Liebling, ſo hing er jetzt mit einer wahrhaft abgöttiſchen Liebe an dem Mädchen. Er wußte nicht, was er in ſeiner Freude dem Töchterchen Liebes und Gutes erweiſen ſollte. Die

ſchönſten und theuerſten Spielwaaren wurden aus Bregenz herbeigeſchafft und durch noch beſſere erſetzt, wenn der kleine Trotzkopf die erſten zerbrochen hatte.

Seit jener Krankheit nämlich zeigte ſich in der Kleinen ein bedenklicher Eigenſinn. Sie zitterte an Händen und Füßen, wenn man nicht ſogleich ihren Willen erfüllte.

Der Sonnenwirth in Furcht die Aufregung möchte dem Kinde ſchaden, wehrte jedem Einſchreiten, beruhigte das Töchterchen auf alle mögliche Weiſe, verſprach ihr was es wünſchte und erfüllte ſein Verſprechen.

Mit den Jahren wuchs dieſer Eigenſinn, dieſes rechthaberiſche Weſen und wie der Vater ihren Willen als Geſetz anerkannte, gehorchte dieſem Willen auch das ganze Haus. Dazu kam, daß die Jahre aus dem ſchönen Kinde die noch ſchönere Jungfrau entwickelt hatten. Sie war groß und ſchlank gewachſen, rührig und offenen Geiſtes, dabei ſo edel und fein, daß wenn man in ihr geiſtreiches Geſicht mit den großen braunen Augen, auf dieſen friſchen, anmuthsvollen Mund voll Leben blickte, dieſe ſchön geformten, ſpitz zugehenden Finger, dieſe ausdrucksvolle Hand ſah, man eher ein adeliges Weib, als ein Hinterwäldler Bauernkind vor ſich zu haben glaubte. Nichts deſto weniger führte ſie nach dem Tode der Mutter, der kurz nach ihrer eigenen Rückkehr zur Geſundheit erfolgte, die Wirthſchaft nach al-

len Seiten zum Muſter aller Bauertöchter von Au, daß es eine Luſt war.

Der rieſige Sonnenwirth war um die Finger zu wickeln, wenn ſie ſchmollte; denn war ſie nicht fröhlich, war das Glück im Hauſe dahin, lachte ſie, ſo war Jedermann heiter und vergnügt, die „Sonne" auf dem Thürſchild nicht ausgenommen; ſie ſah zehnmal ſchmukker in die Welt, das Heerdfeuer brannte heimlicher, die Töpfe ſangen, die Pfannen brodelten, daß es wie eine Melodie klang, wenn der Annemarie Glanz-Augen luſtig in's Feuer leuchteten. Der Sonnenwirth ſaß ſchmunzelnd auf ſeinem Lehnſtuhl in der Küche, vor ſich den zinnernen Weinkrug und verſchlang faſt ſein geliebtes Kind mit den Augen. Dabei ſchmeckte ihm erſt recht der Wein, wenn ſie mit den friſchen Lippen den Krug kredenzte, den ſie zum übermäßigen Gelächter des Vaters mit beiden Händen faſſen mußte, weil er zu groß war.

An dem nämlichen Sonntage, an welchem die beiden Steinſchleifer das Riktenthal verließen, um zunächſt nach Schwarzenberg zu wandern, hatten Verwandte des Sonnenwirthes die Annemarie dorthin eingeladen.

Sie wandelte durch das Dorf in der eigenthümlichen Tracht der Hinterwäldler, welche, mag ſie reich oder einfach ſein, ſo kleidſam iſt.

Am letzten Hauſe des Dorfes hielt ſie den ra-

schen Wanderschritt an. Sie guckte durch das Fenster, die Hände zu beiden Seiten des Gesichtes haltend, um die Sonnenstrahlen von den Scheiben zu halten und so besser in den Raum der Stube sehen zu können.

Hier wohnte Annarös, die einzige Tochter des Hauses. Reichte sie auch nicht im Entferntesten an Annemaries ungewöhnlicher Schönheit hinan, so war sie nichts desto weniger ein liebliches Wäldlerkind mit munteren Rehaugen und mit frischem Sinn, beweglich wie die behende Eidechse der Waldung, in deren Nähe sie aufgewachsen war.

Der Vater hatte etwas Feldwirthschaft und eine Sennerei von dem reichen Sonnenwirth gepachtet und durch Fleiß, sowie durch die besondere Güte seiner Käse wenn auch kein großes Vermögen, doch einen solchen Wohlstand erworben, daß er für sein Kind eine mäßige Aussteuer und für sich einen Nothpfennig in alten Tagen hinterlegen konnte.

Die beiden Mädchen, fast in einem Alter, hatten sich als Schulkinder kennen gelernt; auch war Annarös öfters beim Sonnenwirth, wenn sie die Pachtgelder ihres Vaters bezahlte.

Das Verhältniß, in welchem dieser zu dem Sonnenwirth stand, hatte bewirkt, daß auch sie der Tochter gegenüber sich in einer untergeordneten Stellung bewegte und nach ihren Launen sich richtete. Kleine Ge-

fälligkeiten, Unterſtützungen in der Wirthſchaft, wenn es in der „Sonne“ vollauf zu thun gab, namentlich zur Kirmeszeit hatten die beiden Mädchen zuſammen- und eine Freundſchaft herbeigeführt, über die man ſich im Hinterwalde nicht wenig wunderte, über die ſich jedoch Jedes freute, der dieſe Beiden, ohne Zweifel die Schönſten des Dorfes zuſammen wandeln ſah.

Zu dieſer Augenweide bot ſich nun eben an dem beſagten Sonntage früh Gelegenheit; denn kurz nachdem Annemarie an das Fenſter der Freundin geklopft hatte, trat dieſe aus dem Hauſe und beide wanderten heiter und guter Dinge ſingend wie die luſtigen Lerchen über die mit friſchem Mooſe bekleideten Waldwege durch das Gebirge, von deſſen Höhen der Blick in die Thäler und darüber hinaus in die ferner gelegene Gegend ſich erlaben konnte.

Bloßer Zufall war es, daß beide Mädchen faſt zu gleicher Zeit die Melodie des Liedes anſtimmten:

Wer's Glück a mal hat verthan,
Den ſchaut's a nimmermehr an.

„Ich mag das Lied nicht leiden,“ rief plötzlich Annemarie aus, hielt den Schritt zurück und ſah mit den großen Augen die Begleiterin herriſch an. „Wie kannſt Du nur auf ein ſolches Lied verfallen?“ — „Haſt Du es nicht ſelbſt geſungen und zwar gleichzeitig mit mir? fragte Annarös, doch leiſe und ziemlich ſchüchtern,

denn Annemaries Geſicht war glühend roth geworden und ihr Athem ging ſtürmiſch.

„Ich? Du haſt es zuerſt angeſtimmt.“

„Wie Du meinſt,“ antwortete das Häuslerkind.

Beide gingen alsdann eine Zeit lang ſtumm neben einander.

Plötzlich faßte Annemarie ihre Freundin bei der Hand, lächelte, was ihr bezaubernd ſtand und ſagte:

„Sind wir nicht Kinder, daß wir uns des dummen Liedes wegen nur eine Minute verderben? Laß uns von Anderem reden.“

„Rös, kennſt Du den Schwerdtner Seppi?“

Die Angeredete ſtand betroffen. Wie kam ihre Begleiterin mit einem Male darauf. Sie glaubte nicht recht gehört zu haben und fragte:

„Den Steinſchleifer aus dem Riktenthale?“

Annemarie nickte mit dem Kopfe.

„Ich kenne ihn nur von Anſehen,“ fuhr jene fort, „ſonſt nicht, gehört habe ich aber, daß im Riktenthale kein geſchickterer Steinſchleifer und kein ſchönerer Mann wohnt als er.“

„Ich muß ihn auch kennen lernen; es ärgert mich, daß alle Welt von ihm ſpricht. Hochmüthig ſoll er ſein, ſtolz wie keiner der Burſchen.“

„Das weiß ich nicht. Ich bin mit ihm noch nie zuſammengekommen.“

„Ich aber will's; die Annemarie wird ihm den Hochmuth schon beugen."

Sie schritt weiter. Noch höher schien die Gestalt zu sein; ihr Gesicht glühte röther, ihr Athem ging noch stürmischer als vorhin.

Annerös konnte die Bewegung ihrer Freundin nicht begreifen, wagte aber nicht ihre Verwunderung laut werden zu lassen.

Unterdessen war das Ziel der Wanderung näher gerückt; schon sah der Kirchthurm von Schwarzenberg die schmucken Kinder den Pfad herunter kommen, bald hatten sie die Wohnung der Frau Muhme im Dorfe erreicht. —

Am anderen Tage war im Gasthause „zum silbernen Lamm" Tanzmusik. Dahin gingen die beiden jungen Hinterwäldlerinnen. Annemarie hatte sich auf das zierlichste gekleidet, sie erschien heute schöner als je.

Im „silbernen Lamm" war ein reges Leben. Auf dem Saale, in den anstoßenden Stuben trieb sich die bunte Menge fröhlicher Gäste um, fast jede Ecke war besetzt; auch vor dem Hause und im Garten saßen sie bei dem beinah sommerlich warmen Märzwetter.

Die beiden Mädchen wandelten Arm in Arm bald durch den Saal, bald durch die Stuben.

„Ob er denn schon hier ist, ob er noch kommt?"

„Wen meinſt Du?“

„Nun den Joſeph,“ erwiederte Annemarie ſo heftig, daß Annerös die Frage, warum nur Joſeph ihr ſo in Gedanken läge, auf der Lippe erſtarrte. Sie begnügte ſich zu antworten:

„Ich ſehe ihn noch nicht, will es Dir aber ſagen, wenn er kommt.“

Sie hatten kaum ausgeredet, als die Saalthür ſich öffnete und zwei junge Männer eintraten, Joſeph und Gottfried.

„Dort kommt er.“

„Der Schlanke muß es ſein,“ flüſterte Annemarie und ihre Hand zitterte in der ihrer Freundin.

Sie hatten eine der äußerſten Ecken des Saales gewählt, ſo daß ſie von Jenen nicht ſofort wahrgenommen werden konnten.

Annemarie hatte nur für Joſeph Augen.

Die Muſik, die eine Zeitlang geſchwiegen hatte, begann von Neuem. Die beiden jungen Männer ließen die Augen im Kreiſe der anweſenden Mädchen umhergehen; endlich ſchien Gottfried die beiden ſchönen Lauſcherinnen zuerſt zu bemerken. Er machte ſeinen Begleiter aufmerkſam und bald traten die Riftenthaler mit den Mädchen in die Reihen der Tanzenden.

So wie damals hat wohl Annemarie nicht wieder getanzt, ſo reizend nicht wieder ausgeſehen. Ihre ſchöne

Geſtalt ſchien in Joſephs Armen noch ſchöner, ihr Auge leuchtete noch heller, wenn ſie mit ihm durch den Saal ſchwebte. Das in der That wunderſchöne Paar erregte die Aufmerkſamkeit aller Anweſenden. Ein enger Zuſchauer-Kreis ſchloß ſich, ja die mittanzenden Paare ſelbſt zögerten, unmittelbar hinter Joſeph und Annemarie zu folgen.

Unverkennbar gefiel unſerm Joſeph das Kind des Sonnenwirths ausnehmend: er tanzte faſt jedesmal mit ihr und blieb endlich plaudernd neben ihr ſitzen.

Es war ziemlich ſpät geworden, der Mond ſchon über das Gebirge herauf geſtiegen, als die Mädchen ſich anſchickten nach Hauſe zu gehen.

Joſeph kannte einen kürzeren Weg und bot ſeine Begleitung an.

Ohne Weiteres erfaßte er Annemarie beim Arm. Sie ſuchte ihm denſelben zu entziehen, ließ es aber nur bei dem erſten ſchwachen Verſuch bewenden, als Joſephs Blick ſie traf.

Die großen, feurigen Augen ſuchten den Boden, nur nach und nach hob ſich das ſchöne Haupt wieder empor wie eine Blume, die ein heißer Sonnenſtrahl beugte.

Joſeph und Annemarie gingen voraus, Gottfried mit ſeiner Tanzjungfer folgte hinterdrein. Unbefangen ruhte ihr Arm in dem ſeinen. Sie plauderten wie

jene, kein Paar hörte die Rede des andern, leise raschelte zu den leisen Reden das vom Herbst und Winter noch liegende dürre Laub in der Ruhe der lieblichsten aller Mondnächte.

Nicht kürzer, länger war der von Joseph gewählte Weg, aber den Heimwandelnden schien er zum Ausdruck und Austausch der Gefühle nicht lang genug, als sie endlich an das Ziel gekommen waren.

Die Mädchen schlossen die Hausthür auf, zogen sie aber nicht sofort hinter sich her, sondern blickten durch die Spalte zwischen der Thür und dem Thürstocke nach den beiden Begleitern, welche bereits die kleine Anhöhe, über die dort der Weg geht, erstiegen hatten und rückwärts nach dem Hause gewendet, still standen.

Das scharfe Auge Josephs mußte die noch halboffene Thür bemerkt haben, hinter welcher jene lauschten; er stieß seinen Begleiter, zeigte mit dem Finger und schwang wie zum Gruße seinen Hut.

Die Mädchen erwiederten, unwillkührlich nickend, den Gruß ohne zu bedenken, daß diese Aufmerksamkeit jenen entgehen mußte und schlossen die Thür.

Als die Lampe die Kammer erhellte, bemerkten beide Mädchen, daß ihre Wangen glühten.

Annemarie gab dem weiten Wege die Schuld.

„Ist Dir der Weg lang geworden?“

Annemarie antwortete nicht, ſondern begann ſich auszukleiden. Plötzlich hielt ſie damit an und ſagte:

„Wir hätten können in dieſer ſchönen Nacht vollends nach Au gehen.“

„Wo denkſt Du hin, ſo allein!“

„Joſeph wäre gewiß mitgegangen und Gottfried auch,“ ſetzte ſie ſchnell hinzu, als hätte ſie etwas vergeſſen.

„Wenn ich Dir auch darin nicht widerſprechen will, ſo müßten wir doch bedenken, was die Leute ſagen würden, wenn wir den immerhin weiten Weg von hier bis Au mit jungen Burſchen des Nachts gegangen wären.“

„Was kümmern mich die Leute?“ rief Annemarie heftig aus, entkleidete ſich vollends haſtig und ſprang in das Bett.

Annerös ſuchte das ihre, hörte, wie ihre Freundin noch ein Mal tiefen Athem holte, als müßte die Bruſt ſich von einer Laſt befreien, und entſchlief müde von den Anſtrengungen des Tages und des Weges.

Als ſie am Morgen erwachte, hatte Annemarie ihr Lager bereits verlaſſen; ſie lehnte am offenen Fenſter, das Kinn in die Hand geſtützt, und ſchaute dem jungen Morgen, der über das Waldthal heraufgeſtiegen war, in das friſche Angeſicht.

Das wohlthätige Gefühl, das ein ſolcher lebensvoller Tagesanbruch in uns erweckt, war auch in

Annemarie wirksam gewesen. Heiter rief sie ihrer geliebten Annerös zu:

„Spute dich, wir wollen uns sogleich auf den Weg machen: die Mittagszeit wird unleidliche Hitze bringen, die Wolken theilen sich in weiße dünnliche Streifen."

Nach kurzer Zeit stiegen beide aus dem Thale die Höhen wieder hinan.

Die dünnen Wolken, welche Annemarie als Vorboten heißer Stunden bezeichnet hatte, verschwanden. In dem klaren, reinen Himmel erschallten die Lieder der Lerchen.

Auf der Hälfte des Weges ist ein Rundtheil in den Wald gehauen; eine Bank, vor ihr ein Mühlstein als Tisch, bietet dem Wanderer eine Ruhestatt dar.

Annemarie setzte sich.

„Weißt du," fragte sie, „wovon ich heute Nacht träumte?"

Sie sah Annerös mit den schönen Augen an, die heute einen ungewöhnlich milden, wohlthuenden Blick hatten. „Von Joseph."

„Das ist ganz natürlich," fiel die Freundin ein: „wir haben mit den jungen Burschen getanzt, sind mit ihnen nach Hause gegangen, das Bild, dazu ein sehr angenehmes, ist in der Seele geblieben. Ich habe auch geträumt."

„Von Gottfried?“ fragte ſchnell Annemarie.

„Gewiß,“ erwiderte Annerös.

Das angeregte Geſpräch mußte beide ſehr lange beſchäftigt haben, denn ſie kamen erſt um Mittag nach Au und hatten von der Sonnenhitze, die ſie vermeiden wollten, viel zu leiden gehabt.

---

Der Reiſeplan Joſeph's hatte ſich inzwiſchen geändert; er arbeitete in ſeinem Schleifwerke wieder, als wäre von jenem Weltausfluge gar nicht geſprochen worden, ja ſeine Thätigkeit war größer, als früher.

Auch in und an ſeinem Hauſe nahm er kleine Veränderungen vor und der kleine Garten erhielt die Zierde einer Lindenlaube.

Gottfried wagte nicht darüber zu ſprechen, vielmehr ſchien Jeder der Beiden zu erwarten, daß der Andere das Geſpräch einmal auf jenen Abend brächte. Es geſchah aber von Keinem.

An einem Sonntage, vierzehn Tage nach jenem Oſter-Feiertage, ſah Gottfried von ſeiner Stube aus Joſeph eiligſt unter dem Fenſter vorübergehen.

Ehe jener das kleine Schiebefenſter zum Gruß und zur Frage: wohin? öffnen konnte, war Seppi ſchon verſchwunden.

Von je gewöhnt mit ſeinem Freunde die Sonntage

zu verbringen, berührte Gottfried der heftige Gang Josephs unangenehm.

Er wartete, daß er heimkäme um Mittag, es geschah aber nicht.

„Wohin er nur geeilt ist?“ fragte sich Gottfried, dem wir jetzt auf dem Wege nach Au begegnen.

Wohin wandelte dieser? fragen wir.

Er hat sich kein Ziel gesteckt, sondern geht weiter und immer weiter, wie sein Ansehen vermuthen läßt in Gedanken vertieft, die jedoch, dem freundlichen Angesichte nach zu schließen, sehr angenehmer Art sein müssen.

Jetzt schaut er auf und siehe da, er steht vor dem Hause der Annerös.

Sie sitzt vor der Thüre und spinnt, oder vielmehr hat gesponnen, der kleine Fuß ist von dem Tritte des Rades abgeglitten, das muntere Rädchen feiert und der gezogene Flachs ruht in der Hand.

Gottfried grüßt, sie erschrickt, verhindert aber nicht, daß er sich neben sie setzt.

„Wenn Ihr mir erlaubt, ruhe ich ein wenig hier aus.“

Annerös nickte, brachte, als müsse sie die Säumniß nachholen, mit der Hand das Rad in Umschwung, der kleine Fuß bewegte den Tritt auf und nieder, das Rädchen schnurrte und summte in überhastiger Eile, der Flachs drehte sich zum Faden, die Spille wuchs.

„Ihr seid ja recht fleißig, Annerös, habt Ihr's

so eilig?" Er faßte ihre Hand, das Mädchen stand wieder still.

„Sonderbar," fing Gottfried an, „wenn das Rad stille steht, steht auch unsere Rede still."

„Es scheint fast so;" antwortete sie sehr leise.

„Ich denke, ihr spinnt weiter."

„Wie Ihr denkt," sagte Annerös und setzte das Rad wieder in Bewegung.

„Wenn Ihr mich anhören möchtet, so könnte ich Euch wohl etwas fragen; Ihr könnt aber immerfort spinnen, wenn auch nicht so hastig. Ihr wißt wohl, daß ich im Riktenthale ein Häuschen und ein Schleifwerk habe, das mich gut nährt. Nun ist's aber mit den beiden sonderbar bestellt: bin ich im Schleifwerke, dann ist mein Haus allein und komme ich Abends dahin, so muß ich mir die Suppe selbst kochen; dann sitze ich den ganzen Abend mutterseelenallein für mich da und gehe oft aus purer Langeweile zu Bett. Ich will das nicht länger so haben, ich will mir ein Weib nehmen und da möchte ich Euch fragen, ob Ihr nicht Jemanden wißt, z. B. hier aus Au, wo die Mädchen so gute Wirthinnen sind, daß ein Mann gar nicht besser thun kann, als hier freien."

Annerös spann so hastig, daß der Faden riß.

„Macht Euch meine Rede so ungeduldig?" fragte Gottfried.

„Ach nein! Wie Ihr nur ſo fragen könnt? es iſt ein Zufall, daß der Faden zerriß. Ich knüpfe ihn wieder.“

„Nun was meint Ihr zu meiner Frage?“ ſagte Gottfried, während Annerös den widerſpenſtigen Faden zuſammenzuknüpfen bemüht war.

„Heirathet die Annemarie!“

„Wen?“ fragte Gottfried, „die Annemarie? nein, dieſe möchte ich nicht, ſelbſt wenn ſie mich nähme; für die paſſe ich nicht; ja wenn ich wie Joſeph wäre, da möchte es wohl eher einen Anſtrich haben.“

„Dann weiß ich keine.“

„Ich aber weiß Eine, die will ich haben und keine Andere: Dich!“ rief Gottfried und drückte das Mädchen, ohne die Antwort abzuwarten, ſo heftig an ſich, daß das Spinnrädchen um-, der Rocken herabfiel und die Spille mit ihrem aufgeſponnenen Vorrath in das Gras hinrollte.

Ein herzlich warm erwiderter Kuß war die Antwort auf Gottfrieds Frage und ſomit das Bündniß geſchloſſen.

Daß an das Spinnen nicht mehr zu denken war, verſteht ſich von ſelbſt. Gottfried half ſeinem: „Leben,“ wie man dort im Walde ſeinen Schatz nennt, die einzelnen Stücke des Rades zuſammenleſen und in die Stubenkammer hinter der Thür verſtecken; dann wandelte das Paar, wie vor vierzehn Tagen, nur ſeliger wie damals hinaus in das Gebirge. Eben wollten ſie einen

Seitenweg nach dem Hause zurück einschlagen, als aus dem Walde Joseph mit Annemarie heraustrat.

Die Paare grüßten sich lächelnd und gingen an einander vorüber.

Als Gottfried sein bräutliches Wäldlerkind verließ, sagte er beim Abschied:

„Die haben es so gemacht wie wir."

Sie nickte lachend, küßte den glücklichen Gottfried noch einmal und verschwand in's Haus.

Jodelnd trat er seinen Heimweg an, traf aber, wie oft er auch stillstand, sich umsah und auf Tritte lauschte, mit Joseph nicht zusammen.

Dieser hatte ein solches Zusammentreffen vermieden und auf einem anderen Wege bereits seine Wohnung erreicht, als Gottfried ziemlich spät sein Haus betrat.

---

Am anderen Morgen vertrauten sich die Freunde das gegenseitige Geheimniß an.

Seit jener Zeit fanden sich die Paare jeden Sonntag auf einem Berghange in der Nähe von Schwarzenberg zwischen Au und Alberschwende.

Der Sonnenwirth hatte anfangs die Spaziergänge nicht gut heißen wollen schon der Gäste wegen, die sein Gasthaus Sonntags besuchten und Annemarie ungern vermißten; sie hatte aber gesagt: sie wolle; dagegen

konnte ein für alle mal der Sonnenwirth nichts ſagen und die Gäſte erwarteten Annemarie vergebens.

Der ſcheidende Sommer ſammelte ſeine beſten Blumen zum Kranze für das Haupt des herbſtlichen Nachfolgers, da hatten Gottfried und Annerös den Kirchgang zur Trau.

Joſeph hatte bei dem Sonnenwirth noch nicht um die Hand der Tochter angefragt, dieſe ebenfalls noch nicht von ihrer Liebe mit dem Vater geſprochen. Erſt die nahe Kirmeszeit ſollte dem Sonnenwirth das Herzens-Geheimniß ſeiner Annemarie verrathen.

Die Vortrefflichkeit des in ſeinen großen Sennereien bereiteten Käſe war weit bekannt, ja ſelbſt aus Welſchland beſuchten Händler die „Sonne" in Au.

Der Eine hieß Gasparo Vizzi, ein hagerer ſonnenbrauner Italiener von mittlerer Statur. Ein gewandter Mann, deſſen Benehmen den Mangel einer anſprechenden Aeußerlichkeit überſehen ließ. Damit ſei jedoch nicht geſagt, daß ſeine Perſönlichkeit abſtoßend geweſen, keineswegs: die hohe Stirn mit dem dunklen ſchwarzglänzenden Haar, der feine Mund und die hellen beweglichen Augen, die jedoch nie ganz offen ſich zeigten, konnten für ihn einnehmen, und geſchah dies nur in geringem Maße, ſo lag der Grund in dem lauernden Lachen, das in dem Blick unverkennbar und wenn es ſich zeigte, von einem ſeltſamen Hohn in den Mundwinkeln begleitet war.

Der Sonnenwirth gehörte nicht zu den Beobachtern von dergleichen Dingen; die einzige Eigenſchaft, die ihm den Italiener empfehlenswerth erſcheinen ließ, war der Reichthum, wie er denn anderſeits ſich geehrt fühlte, daß der Welſche ſeine Kundſchaft grade der „Sonne" zuwendete.

Eine ſchärfere Beobachterin war Annemarie, allerdings dazu aufgefordert durch das Intereſſe, welches der Fremde unverkennbar an ihr nahm.

Er brachte ihr, ſo oft er beim Sonnenwirth einſprach, aus dem „Lande des Weines und der Geſänge" Geſchenke mit, über die Annemarie ſich anfangs freute, ſo lange ſie ohne weitere Beziehung, ohne tiefere Bedeutung gegeben wurden.

Ein Geſpräch mit dem Vater hierüber, das allerdings bereits vor längerer Zeit ſtattgefunden hatte, ließ jedoch Annemarie auf andere Gedanken kommen.

Der Italiener war ſo eben abgereiſt, der Sonnenwirth ſaß in der Küche, Annemarie war außerhalb derſelben beſchäftigt, die Mägde gingen ab und zu.

„Hm, kann es dem Italiener nicht verdenken," ſprach er bei ſich, „wenn er ein Auge auf die Annemarie hat, wäre mir auch als Schwiegerſohn recht. Ich muß heute mit ihr reden, denn er will Antwort haben, wenn er zur Kirmes wieder zuſpricht."

Er hatte ſich eben vom Stuhl erhoben, um ſein Kind aufzuſuchen, als daſſelbe in die Küche trat.

„Du kommſt wie gerufen, ich habe Dir etwas zu ſagen; ſetze Dich.“

„Ich werde hören. Nun?“

Der Sonnenwirth ſtotterte; Annemarie, die ihn ſcharf beobachtete, ſprang auf.

„Vater, wenn Ihr mir etwa von dem Italiener reden wollt, ſo laßt's nur fein bleiben, den mag ich nicht.“

Damit verließ ſie die Küche. Der Vater rief zwar der Tochter befehlend nach, zu bleiben, allein ohne Erfolg.

Eben ſo unbeachtet blieb ein zweiter Verſuch am Abend, den der Vater machte, die Werbung des Italieners in ein vortheilhaftes Licht zu ſtellen.

Die einzige Folge war, daß Annemarie ſchmollte, das ganze Haus ſich niedergedrückt fühlte und der Sonnenwirth große Mühe hatte, das Töchterchen wieder zu verſöhnen.

„Nun kann man ſein Glas doch in Frieden trinken,“ ſagte er, als es ihm endlich gelungen war; freilich trübte der Gedanke an des Italieners Ankunft ſeine Behaglichkeit.

Lange vor der Kirmes traf der Italiener ein.

Die Begegnung beider hatte etwas ungemein Komiſches. Der ungelenke Sonnenwirth begrüßte den Kunden mit übel einſtudirter Zuvorkommenheit und Höflichkeit; der gewandte, aalgeſchmeidige Italiener zeigte ſich froſtig und ſteif.

Die Geschäfte waren gemacht, der Italiener schickte sich an zu gehen.

„Ei, seit wann denn so eilig? Erst ein Glas!"

Annemarie erschien, grüßte barsch, setzte die Weinkrüge auf den Tisch und ging.

Der Sonnenwirth hatte den Deckelkrug bereits gelüftet, der Gast den seinen noch nicht angerührt.

„Nun, was soll denn das heißen, seid Ihr ein Türke, ein Weinverächter geworden?"

In den Mundwinkeln des Italieners zuckte es höhnisch auf. „Wie steht's mit meiner Werbung?" fragte er kalt.

Den Sonnenwirth, der diese Frage früher erwartet und sich auf dieselbe vorbereitet, jetzt aber Alles vergessen hatte, traf sie so unerwartet und so gewichtig, daß er seine Verlegenheit nicht bemeistern konnte und hinter unbestimmte, abgebrochene Sätze sich flüchtete.

„Seht Ihr, Sonnenwirth, Ihr wißt es so gut wie der ganze Hinterwald."

„Was weiß ich? so redet doch!"

„Daß der Joseph Schwerdtner, der arme Steinschleifer aus dem Riktenthale, der erklärte Freier Eurer Tochter ist."

Wer könnte den Eindruck schildern, den diese Mittheilung auf den Sonnenwirth machte.

Er saß todtenbleich, die Aufregung hemmte seine Worte.

„Ei, da soll doch gleich — der ganze Hinterwald weiß es, und ich, der Herr im Hause, weiß es nicht. Wie werden sie die Köpfe zusammenstecken und über den Sonnenwirth sich lustig machen. Der arme Schlucker und das reichste Mädchen. O Freund, helft, rathet mir."

„Wenn wir in Italien wären, würde die Hülfe schnell gefunden sein," meinte der Handelsherr und aus seinen Augen leuchtete es wie Gift und Dolch. „Da wir aber im Lande der Polizei sind, so darf man nur vorsichtig handeln. Ihr erlaubt mir wohl nach eigenem Gutdünken zu verfahren und meine Absicht geheim zu halten."

„Thut, was Ihr wollt, nur schafft mir den leidigen Schwiegersohn vom Halse."

Der Italiener trank nun seinen Krug aus und beide schieden mit einander sichtlich zufrieden.

Als der Sonnenwirth um Mittag nach Annemarie fragte, hieß es, sie sei zur Muhme nach Schwarzenberg gegangen.

„Ja, zum" —

Weiter sprach er nicht aus Furcht, es möchte den unglückseligen Namen Jemand hören.

Nach ein Paar Minuten fuhr er schon nach Schwarzenberg zu, vernahm von der Muhme, daß Annemarie zwar hier gewesen, aber nur ein Nachtquartier bestellt habe und eiligst weiter gegangen sei.

Die Bestellung des Nachtquartieres bestärkte den Sonnenwirth in der Meinung, sein Kind habe den weiten Weg nach dem Riktenthale gemacht; er verließ eiligst die Muhme und brach dahin auf.

Die Muhme, die natürlich das Geheimniß von Annemariens Liebschaft mit dem Steinschleifer Schwerdtner wußte, schüttelte den Kopf und wünschte ihrem Trotzkopf, wie sie die Jungfer Nichte nannte, daß die väterliche Schnellfahrt ein gutes Ende nehmen möchte.

Diesen Namen verdiente allerdings die Weiterreise des Sonnenwirthes.

Am Eingange in's Riktenthal stieg er aus dem Wagen und ging zu Fuß, um die Schuldigen desto sicherer zu überraschen.

In Joseph's Hause, das verschlossen, im Schleifwerke, das still stand, traf er Niemanden, nur in dem Gottfried's arbeitete es fleißig.

Der Unwille über die Täuschung machte sich auf Unkosten des fleißigen Gottfried Luft.

„Das ist auch ein solcher Hungerleider!"

Er ging brummend, ohne Gottfried's Gruß zu erwiedern, nach dem Wägel.

„Kommst zu spät," fügte Gottfried seinem Gruße hinzu.

Wären die Worte auch lauter gesprochen worden, der Sonnenwirth hätte sie in seinem Aerger überhört.

Er ſtieg unwirſch in die Kalesche, die raſchen Pferde waren für die Ungeduld des erboſten Sonnenwirths zu langſam und ihr Führer hatte fort und fort Tadel zu erfahren: bald machte er das, bald jenes nicht recht.

Die Geſuchten und Nicht-Gefundenen aber ſaßen mit ihrem jungen Liebesglück droben im Gebirge.

Ein traulicherer Ort war kaum zu finden als dieſe Waldſtelle. Eine uralte, mächtige Buche — der Sonnenwirth hätte etwas darum gegeben, wenn er an ihrer Stelle geſtanden hätte — mit dem ſaftig grünen Laube ſchattete über die Felsſtücke, welche die Natur hier zur Raſt im Walde mit weichem Mooſe belegt hatte.

Die Stelle war zugleich der höchſte Höhenpunkt und man ſah von den Mooſsteinen aus weit hinein in's Land.

„Annemarie," begann Joſeph, „wie verändert haſt Du mich, ſeitdem Du mir gehörſt. Ich, der ich ſonſt nicht ruhen und raſten konnte, ſehe an Deiner Seite ruhig die Wolken ziehen, die mächtige Reiſeluſt ſchweigt; Du haſt den ungeduldigen Wandervogel in ein artiges Gebauer geſperrt, er befindet ſich ganz wohl: das hätte er nicht gedacht."

„Er ſoll ſich ſchon noch beſſer befinden; je nun und will er nicht, ſo ſtutzt man ihm die Flügel."

„Das würde der ſtolze Vogel nicht ertragen, da zerbräche er das Bauer und ſtiege in die Wolken auf Nimmerwiederkehr."

„So? das wollen wir abwarten.“

Die Worte des Scherzes gingen in Liebesgeflüſter über, das nur die alte verſchwiegene Buche auf ihre Blätter verzeichnete.

Merkwürdig war die Umwandlung Annemaries.

Als ſie Joſeph kennen lernen und ihn für ſich einnehmen wollte, war der Beweggrund jener alte Trotz und Eigenſinn, der keinen Widerſpruch, keinen anderen Willen neben ſich duldete. Die Abſicht, die Seine zu werden, lag ihr fern, ja ſie hatte an eine ſolche Folge gar nicht gedacht. Wie anders ſchon, als ſie an Joſephs Arm nach dem Hauſe der Muhme ging. Die edle Männlichkeit Joſephs, ſein lebhafter, geweckter Geiſt, das offene Herz hatten das eigenwillige Mädchen beſiegt, ſie fühlte, daß an ſeiner Seite das Nachgeben, das ſich Leitenlaſſen des Weibes Beſtimmung ſei, und daß es nur ſo Gelegenheit gewönne, in all ſeiner Schöne ſich zu entfalten.

Solcher Gedanken voll blieb ſie noch lange an der alten Buche ſtehen, hörte auf das Blattgeflüſter und ſah in den Mondenſchein, in dem das ſchöne Mädchen wie eine Waldgöttin ſtand.

Sie traf bei ihrer ſpäten Heimkehr die Muhme noch wach und hörte aus deren Munde, daß der Vater nach ihr gefragt habe. Dieſer Mittheilung fügte die redſelige Schwarzenberger Verwandte, nach deren

Sinn „die Liebelei“ mit dem Schwerdtner Seppi ebenfalls nicht war, eine Aufforderung hinzu, die Sache aufzugeben.

Ein einsilbiges: „Gute Nacht, Muhme!“ war die ganze Antwort Annemaries. Mit dem frühen Morgen stand die Kammer leer, die Nichte war ohne weiteren Abschied fortgegangen. —

Die Schlüssel zu den Vorrathskammern zu holen, trat sie in die Stube und traf dort unerwünscht mit dem Vater zusammen. Wenn auch nicht barsch, aber auch nicht freundlich erwiderte er den Gruß der Tochter.

„Schöne Dinge muß man hören,“ fing er an, als spräche er mit sich allein — „hinter meinem Rücken, — ein Steinschleifer —

„Was solls?“ fragte Annemarie.

Der Sonnenwirth statt zu antworten, begann von Neuem in abgerissenen Sätzen ähnlichen Inhalts zu reden.

Annemarie glühte, ihr Busen wogte.

„Vater, thut es mir zu lieb: redet nicht weiter. Ich liebe den Seppi, weil er ein echter Mann ist; mache ich mit meiner Liebe Eurem Hause Schande, so sagt's und ich geh.“

„Wenn Du ihn nimmst, dann würde ich“ —

„Was würdest Du?“

Der Sonnenwirth schwieg, sie ging. Die Schlüssel blieben an ihrem Platze.

Die Mägde kamen und fragten, was ſie thun ſollten. Der Sonnenwirth ordnete an, ſo gut er konnte und ging aus, in der Hoffnung bei ſeiner Rückkehr die Schmollende an gewohnter Stelle in der Küche zu finden. Er kam und fand ſie nicht, wohl aber eine Unbehaglichkeit an dem ſonſt ſo angenehmen Orte. Das Heerdfeuer brannte unheimlich, es kniſterte und rauchte, die Töpfe ſangen eine klagende Melodie, die Pfannen ſtatt zu brodeln, ziſchten und ſprühten, der Zinnkrug, den ihm eine Magd auf den Tiſch ſtellte, ſchien blind zu ſein, kurz es fehlten der Annemarie Glanz-Augen.

Sie ſelbſt ſaß in ihrer Kammer.

„Seppi, ſchlägſt Du mir irgend ein Mal eine erlaubte Freude ab, es wäre nicht gut für uns, ich hab's jetzt um Dich verdient, daß Du mich auf den Händen trägſt.“

Drei lange Tage lag die gedrückte Stimmung über dem Hauſe; der Sonnenwirth hielt länger Widerſtand wie ſonſt. Es ſchien als müſſe etwas Außerordentliches geſchehen, ihn umzuſtimmen, und in der That ſorgte am vierten Tage das Schickſal dafür.

Die Magd, welche Annemaries Zimmer zu beſorgen hatte und welche der Sonnenwirth ſtets nach dem Befinden des Kindes fragte, trug dies Mal die Antwort auf den Lippen.

„Sie liegt noch im Bette und glüht über und über,“

ſagte die Magd. Dem Sonnenwirth trat die ſchreckliche Stunde aus der Vergangenheit wieder vor die Seele, in welcher er bereits ein Mal für das Leben ſeines Kindes gezittert hatte.

Ueber Hals und Kopf mußte ein Bote reiten, ein zweiter wurde nachgeſchickt, da die Ankunft des Arztes dem beſtürzten Sonnenwirth zu lange zögerte. Endlich kamen beide Boten zurück mit dem Doktor in der Mitte.

Er vertröſtete auf den vierten Tag und richtig mit dieſem fing Annemarie an zu geſunden.

Sobald ſie das Bett verlaſſen und Beſuch annehmen durfte, war der Sonnenwirth der erſte; er erſchien mit einem Paket Geſchenken und einem neuen Kleide.

„Wir haben ja in einigen Wochen Kirmes; da ſtünde es mir übel an, wenn die Annemarie in der Sonne zu An ohne neues Kleid erſchiene. Ich bringe außerdem noch eine Neuigkeit mit. Der Seppi aus dem Riftenthale war während Deiner Krankheit hier; ich hab' ihm Deine Hand zugeſagt, vorausgeſetzt, daß es Dir recht iſt."

Der Sonnenwirth ſchien das frühere Geſpräch mit ſeiner Tochter über denſelben Gegenſtand ganz vergeſſen zu haben, oder wollte er die ſchwachen Ueberreſte ſeiner väterlichen Gewalt in ein lügenhaftes Licht ſtellen? Wer mag es wiſſen?

Annemarie lächelte.

„Wenn Du nur erſt wieder fröhlich in der Küche umherwandeln und jodeln könnteſt wie ſonſt.“

„Will's verſuchen,“ ſagte das roſige Kind, öffnete das Fenſter und jodelte weit hinaus ihr „Juchjahoh!“ als ſollte es drüben an den Berg anſchlagen und vom Echo fortgetragen werden zum Riktenthaler Seppi in's Schleifwerk.

An demſelben Tage noch ſtand ſie wieder an dem Heerd der Küche, der Sonnenwirth ſaß in ſeinem Stuhl. Heute ſchimmerte die Deckelkanne in altem Glanze; der Wein, der ihm eine Zeit lang herb geſchmeckt hatte, ſchmeckte ſüß wie nie, die Pfannen ſangen, die Töpfe brodelten, im Heerdfeuer ſäuſelte und heimelte es, kurz Alles war wieder guter Dinge, denn die Annemarie war wieder geſund und wieder die Annemarie.

Der ganze Wald war voll des Erſtaunens über das Verlöbniß der Beiden und erzählte ſich das Niedageweſene, daß eines reichen Wirthes und Sennerei-Beſitzers Tochter einen, wenn auch nicht ganz armen, doch im Verhältniß mit ſolchem Glanze immerhin geringen Steinſchleifer heirathen würde.

„Der macht ſein Glück,“ hieß es.

Joſeph hatte, ſo oft er auch die Redensart hörte, darauf nicht Acht. Es ſollte ein Tag kommen, an dem für ihn jene Worte Bedeutung erlangten.

Der Auguſt-Monat war zu Ende, die erſten Septembertage waren angebrochen ſo heiter und ſchön, wie man ſich deſſen ſeit lange nicht erinnern konnte. Die Obſternbte ſtand überreich, der Weinſtock blieb nicht hinterdrein und ſteckte ſeine vollen, ſchon durchſichtig werdenden Trauben zwiſchen den gezackten Blättern zur gefälligen Anſicht und Herzſtärkung hindurch.

So vortrefflich wie die Erndte in Feldern und Gärten, ſtanden die Dinge zwiſchen Annemarie und dem von Allen, nur nicht von dem treuen Gottfried beneideten Seppi aus dem Riktenthale. Den Sonnenwirth hatte die Zeit allmälig an das Unvermeidliche und daran gewöhnt, ſein Kind als das künftige Weib des Steinſchleifers zu betrachten.

Daß der dieſes unpaſſende Handwerk aufgeben müſſe, darüber war der Sonnenwirth einig, nur nicht, ob er ihm die Wirthſchaft oder den Gaſthof, oder beides übergeben ſollte.

Im September wird die Kirmes in Au gefeiert.

Das iſt ein im ganzen Walde berühmtes Feſt, dahin kommen ſie aus Nah und Fern und an jenem Tage macht man die größten Handelsgeſchäfte in Käſen.

Der Sonnenwirth erwartete außer den Gäſten gewöhnlicher Art noch Andere, Eingeladene. Zu dieſen Letzteren zählte auch der Italiener. Noch hoffte der anſcheinend dem Seppi nicht abholde Vater, daß dieſer Gaſt

ihn von dem unwillkommenen Schwiegersohn befreien könnte und er hoffte dieß um so mehr, je geheimnißvoller der reiche Kunde die zu treffenden Maßregeln zu verschleiern gewußt hatte.

Diese Hoffnung war mächtiger als der Gedanke, daß ja auch der Steinschleifer heute zu den berechtigten Gästen des Hauses zähle und von Annemarie in sehnlichster Ungeduld erwartet werde, und daraus erklärte sich die fröhliche Stimmung des Sonnenwirthes, der im oberen Saale die Anordnung der Kirmestafel selbsteigenhändig übernommen hatte. Es wurde ihm freilich sauer, das weiße feine Linnen mit einem Wurfe über die lange Tafel zu breiten, und als er endlich damit zu Stande gekommen war, bedurfte es noch hie und da des Schiebens und Zupfens an den Ecken und des Ausstreichens der Falten und Fältchen auf der Tischplatte.

Er mußte sich also pustend in den für ihn eigens aus der Küche auf den Saal gebrachten großen Lehnstuhl niederlassen und oft dem in der Ecke stehenden Dekkelkruge zusprechen, um zur Arbeit Kraft zu haben. Aber diese Ruhemomente hatten zu viel Anziehendes für ihn, als daß er sie nicht öfterer als nöthig benutzt hätte; kam doch dazu, daß die Stimme seiner in der Küche singenden Annemarie durch die offene Küchenthür die Hausflur herauf in den ebenfalls offenen Saalraum tönte, frisch und freudig wie das Lied der zur Wanderung sich

anſchickenden Walddroſſel, das man aus den Bergwaldungen herüber hörte. Freilich an das Wandern ſeines Kindes mit dem Steinſchleifer durfte der Sonnenwirth nicht denken.

Endlich hatte er das ſchwere Geſchäft zur eigenen Zufriedenheit und ſo beendet, daß er die muſternden Augen der Annemarie nicht zu fürchten nöthig hatte.

Glatt und gläuzig lag das weiße, feine Tuch über die Tafel gebreitet und hing bis auf die Diele ſchwer und faltig hernieder, die bunten Teller waren hingeſetzt, die Meſſer und Gabeln gehörig hingelegt, die blanken Zinnkrüge gruppirt, die rieſigen Blumenſträuße in Ordnung.

So nahm die Feſttafel ſich allerdings ſtattlich genug aus; dachte ſich nun der Sonnenwirth lebhaft die Braten und Gerichte hinzu, die unten in der Küche vorbereitet wurden, ſo wird man das Schnalzen mit der Zunge, das er mehrmals hören ließ, eben ſo natürlich als verzeihlich finden.

Solchen Wohlbehagens voll ſtieg er dröhnenden Schrittes die Stiege hinab und traf in der Wirthsſtube den Welſchen.

Dieſer lächelte ſchlauer wie gewöhnlich, als er die Kaufſumme für die erhandelten Waaren aufzählte; der Sonnenwirth lächelte aus einem doppelten Grunde, ein Mal über die Goldſtücke, zweitens weil ihm das Lä-

cheln des Gaſtes das Gelingen des Vorhabens zu verbürgen ſchien.

---

Ein prächtiger Herbſtmorgen leuchtete über das Riftenthal in des glücklichen Seppi Haus. Er hatte lange ſeine Annemarie nicht geſehen, heute ſollte es ein rechter Feſttag für ihn werden.

Es war noch Niemand im Thale wach als der muntere Rikten, der zwiſchen dem langen Riedgras dahin ſprudelte; im Walde huſchten Wandervögel hin und wieder und ließen abgeriſſene Weiſen hören, als wollten ſie prüfen, ob ſie ſich derſelben im fernen Süden wieder vollſtändig erinnern würden.

Als Joſeph am Hauſe Gottfrieds vorüber ging, waren die Fenſter-Vorhänge noch zugezogen.

„Ja, ja," rief er, „in ſo lieber Geſellſchaft kann man ſchon in den Morgen hineinſchlafen."

Lächelnd ſtieg er das Gebirge hinan. Oben ließ er zu dreien Malen einen lauten Jodelgruß aus voller Bruſt erſchallen, um den drängenden Strom der Freude abzuleiten.

Beim dritten Male öffnete ſich das Haus Gottfrieds, das man von Joſephs Standpunkte aus ſehen konnte, und heraus ſchaute das Geſicht des redlichen Freundes, daneben das roſige Antlitz der Annerös.

Seppi grüßte von oben mit dem Hute, Gottfried mit der Hand, ſie mit dem Halstuche, das ſie, ohne ihres Morgenanzuges zu gedenken, von der Bruſt losknüpfte; denn ſie war zu ſehr darüber erfreut, daß Seppi zu ihrer geliebten Annemarie wanderte.

Das Fenſter im Riktenthale ſchloß ſich, Joſeph lenkte von der Bergwand auf den Waldpfad hinüber.

Auf dem mit beerenreichem Heidekraut bewachſenen Bergkamm lag anfangs ein violetter Duftſchleier, mit der höher ſteigenden Tageszeit ſchwand er.

Als Joſeph näher dem Ziele ſeiner Glückſeligkeit kam und hinunter ſehen konnte nach Au, erfreute er ſich an der bunten feſtlichen Menge, die ſich zwiſchen den Bäumen und Häuſern bewegte, und an den Geſängen des frohen Feſtvortages.

Ja dort ſtand „die Sonne.“ Der haſtige, aus beiden Schornſteinen aufquellende Wirbelrauch kündete von der Thätigkeit am Heerde, und Wer ſtand dort und zugleich leibhaftig vor Joſephs Seele? Annemarie, die Herzenskönigin, des Sonnenwirthes blitzſauberes Kind.

Er dachte an ſie, nicht an die Welt, nicht an ihre Güter, nicht, daß die Erwählte das reichſte Mädchen im ganzen Walde ſei.

In der ſpäten Nachmittagsſtunde langte er in „der Sonne“ an. Er trat durch die Hinterthür. Ein

günſtiges Ungefähr führte ihn der Geliebten entgegen, in der Hausflur war Niemand; der gegenſeitige herzliche Handdruck und Kuß blieb unbemerkt.

In der Wirthsſtube herrſchte bereits das rührige Kirmesleben. Eine Menge Leute, meiſt junge Burſche aus der Gegend, die ſchon heute, am Samſtag, den Wein des Sonnenwirths probirten, ſaßen an den Tiſchen, plaudernd und lachend.

Als Joſeph eintrat, ſtockte das Geſpräch zwar nicht, ward aber merklich gedämpft fortgeführt.

Seinem Scharfblicke entging es nicht, daß er nun der Gegenſtand der Unterredung geworden, eben ſo wenig, daß das Geſpräch über ihn vom Neide und von der Mißgunſt reichlich bedacht wurde.

Er, der glückliche Liebhaber der reichen, ſtolzen Annemarie! Wer hätte ihm das vergeben können?

Nichts deſto weniger ließ ſich Joſeph ſeine glückliche Stimmung nicht zerſtören, ja es erfüllte ihn der ſchlecht verholene Aerger der reichen Bauerſöhne, welche vor Annemarie keine Gnade gefunden hatten, mit einem gewiſſen Wohlbehagen. Er ſetzte ſich mit ſeinem großen, reichverzierten, und dadurch vor den andern ausgezeichneten Kruge, der gleichfalls den Neid manches Anweſenden erregte, an eine einſame Tiſchecke und nahm ſeine Brieftaſche heraus, die allerhand Zeichnungen, auch ein kleines Bleiſtiftbildchen von Annemarie

enthielt. Das war nun allerdings kein Meisterstück, aber immer ein anerkennungswerther Beweis eines nicht gewöhnlichen Talentes und genügte jetzt Joseph vollkommen, das abwesende reizende Original zu vertreten, und zwar in so reichem Maaße, daß der glückliche Seppi beinahe den Gruß des Sonnenwirths überhört hätte, der, von dem Italiener begleitet, zur Thür eintrat und ihn einlud, mit in den Familiensaal zu gehen.

Weit lieber wäre Joseph mit sich und seinem Bleistiftbildchen allein geblieben, zumal der lange, hagere Italiener mit den wie Dolchspitzen blitzenden und blinzenden Augen zur Gesellschaft gehörte, welche sich jetzt im Saale, zwar nicht an der erst für morgen bestimmten Festtafel, wohl aber an einem mit reichlicher Labung besetzten Tische niederließ.

Das gleichgültige Gespräch nahm plötzlich eine andere Wendung, als der Sonnenwirth, die Arme über den stattlichen Leib gelegt und die beiden Daumen um einander bewegend, ausrief:

„Na, in Zukunft, Schwerdtner, werdet Ihr fahren können und braucht zur Auer Kirchweih nicht zu laufen."

„Ja, ja," setzte der Italiener hinzu, „das Laufen ist doch immer Sache geringer Leute."

Dabei hielt er seinen Arm gegen das Licht und

blies von dem allerdings feinen Tuche einige Faſern auf Joſeph zu.

Dieſer mußte an ſich halten. Erſt nach einer Pauſe antwortete er dem Sonnenwirthe:

„Bekümmert Euch nicht, Sonnenwirth; wenn ich hätte fahren wollen, wäre ich nicht gegangen. Dazu brauche ich Euer Geld nicht.“

Der Blick, der dieſe Bemerkung begleitete, war ſo eindringlich, daß der Sonnenwirth die weitere Fortſetzung des Geſprächs nicht für nöthig fand, der Italiener dagegen erhob ſeinen Deckelkrug und ſtieß ihn mit dem des Sonnenwirths zuſammen.

Zu Joſeph gewendet, ſagte er:

„Haltet es nun, wie Ihr wollt, der Reichthum iſt eine hübſche Sache, nicht wahr, Sonnenwirth?“

Dieſer nickte.

„Fahren beſſer als zu Fuß-Gehen und iſt auch nicht zu verachten, wenn man mit einer reichen, hübſchen Frau ſein Glück macht, wozu ſonſt wenig günſtige Ausſichten vorhanden ſind.“

„O ja, es kommt nur auf den Mann an!“ erwiederte bleich Joſeph, ſtand auf, maß den Italiener vom Kopfe bis zur Zehe, wartete, ob er antworten würde und ging.

Die Beiden blieben zwar noch am Tiſche, indeſſen auch ſie trennten ſich bald.

Der Sonnenwirth ſuchte Annemarie; dieſe aber wandelte mit Joſeph im goldigen Abendſchein. Es war ihr gelungen, die Mißſtimmung des Geliebten zu mildern, und als ihr Seppi ſein Lager ſuchte, entſchlief er wenigſtens mit der Hoffnung, es werde der Morgen ihn zu ungetrübtem Glück erwecken.

Der Italiener entſchlief mit einem Plan für den morgenden Tag, Annemarie herzte Joſephs Bild im Traume.

---

Der Morgen kam und mit ihm der eigentliche Kirmestag mit ſeinem Jubel, mit ſeiner Luſt.

Man muß mitten in dieſem Strome eines friſchquellenden Volkslebens untergetaucht ſein, um die Freude zu begreifen, welche jetzt das Authal und ſeine Berge wiederhallend erfüllte, muß das junge Volk, Burſche wie Mädchen im Schmucke der Feſttagskleider geſehen haben, — keine Schilderung reicht an die Wirklichkeit.

Unter Allen ragten Annemarie und ihr geliebter Seppi hervor. Sie bekümmerten ſich wenig um die Geſellſchaft der Gäſte, welche an der Feſttafel im oberen Saale der Sonne ſchmauſten und zechten.

Der Italiener erſchien umgewandelt. Er ſtieß auf die Geſundheit des Paares ſehr freundlich an,

richtete an Annemarie zierliche, an Joseph versöhnliche Worte.

Allgemein heitere Stimmung fand der Abend, welcher sich mit seiner Aufforderung zum Tanze einstellte.

Jauchzend und lachend wogte die Menge in den geschmückten Räumen, ein ziemlich vollständiges Orchester spielte lustige Tanzweisen.

Joseph und Annemarie eröffneten den Reigen. Der Italiener lehnte in der Ecke beim Buffet und zuckte zusammen, als Joseph, das blühende Mädchen an der Brust, bei ihm vorbeiwalzte. Er kniff die Lippen ein und die für gewöhnlich kleinen, zusammengehaltenen Augen schlossen sich auf wie die eines Uhus auf dem Raubgange bei Nacht.

Der Tanz war zu Ende; die glühenden Paare wandelten durch den Saal und fächelten sich mit den Tüchern Kühlung zu. Joseph ruhte in einem Stuhle, Annemarie war eben beschäftigt, als Wirthin des Hauses Anordnungen zu ertheilen, als der Italiener zu ihr trat.

Sein Benehmen von der Tafel her, so wie der Gedanke, daß nunmehr von einer Liebeswerbung seiner Seits nicht mehr die Rede sein konnte, hatten sie für ihn in jüngster Zeit besser gestimmt, ja sie überließ sich einer gewissen Schadenfreude, daß er gerade Zeuge ihres Glückes an des armen Steinschleifers Seite sein mußte.

„Das muß man Euch laſſen, ſchöne Annemarie, Ihr tanzt Einem das Herz aus dem Leibe.“

„Ja mit dem Seppi tanzt es ſich gut, beſonders heute: er iſt der beſte Tänzer.“

„Es wäre unartig Euch zu widerſprechen, indeſſen würde ich doch einen Wettſtreit nicht ſcheuen, wenn anders mir ein Tanz mit Euch vergönnt wäre.“

„Ich bin bereit; zudem trifft es ſich günſtig, die Muſik wird ſogleich wieder beginnen.“

„Da müßte ich oder müßtet Ihr Euern Herrn Bräutigam um Erlaubniß fragen, alſo will's die Sitte; denn er ſoll dein Herr ſein, heißt es.“

„So fragt ihn, wenn Ihr Euch mit meinem Willen nicht begnügt, ich frage ihn nicht: mein Wille iſt ſein eigener Herr.“

Joſeph hatte beide ſchon lange beobachtet; es entging ihm der höhniſche Blick nicht, den der Italiener ihm zuwarf, als er, Annemarie um die Taille faſſend, den Reihen der zum Tanze geſtellten Paare ſich anſchloß.

Plötzlich ſtand er vor Annemarie.

„Du wirſt mit dieſem nicht tanzen.“

Ein Ruck ſchob den Italiener ziemlich unſanft hinweg.

„Warum nicht?“

„Weil ich nicht will.“

Dieſes Wort rief den Dämon des Eigenſinnes, den bis jetzt der milde Genius der Liebe im Schlum-

mer gehalten hatte, wieder wach. Vom Zorne roth bis in die Bruſt ſtand Annemarie ſprachlos, ging dann zu dem Italiener, die Muſik begann, hin ſauſte das Paar.

In Joſeph's Bruſt kochte es heftig, doch entſann er ſich zum Glück der geſtrigen Geſpräche in der Wirthsſtube, um ſich und ſeine Braut vor der Menge nicht zum Geſpött zu machen.

Nach beendigtem Tanze führte der Italiener Anne-Marie Joſeph mit den Worten zu:

„Marie ſehet zurück!"

verneigte ſich und verſchwand unter der Menge.

„Du tanzeſt doch beſſer," ſagte ſie unbefangen, ſich neben ihn ſetzend, „biſt mir auch natürlich lieber als jener."

„So? wenn man's nur glauben wollte. Gleich mein erſtes Verbot achteſt Du nicht und zwingſt mich die Sache als Scherz zu nehmen, ſoll ich nicht ausgelacht und verhöhnt werden. Meinſt Du, daß ich ein Knecht Deiner Laune bin?"

Annemarie ließ ſeine Hand los und ſah ihn mit den großen Augen lange an.

„Meinſt Du, ich bin eine Magd Deiner Laune? Oder wie nennſt Du die Lächerlichkeit, mir das Tanzen mit einem Anderen zu verbieten?"

„Es iſt wider Sitte und Schicklichkeit, ohne Erlaubniß des erklärten Bräutigams mit Andern zum Tanze zu treten. Du biſt mein Eigenthum, an das Keiner auch

nur mit der Fingerſpitze ein Recht hat. Oder glaubſt Du, des reichen Sonnenwirthes Tochter könne den armen Mann wie ihre Goldſtücke behandeln?“

„Joſeph, Du biſt ein Thor, danke es meiner Liebe zu Dir, daß ich, was Du ſagſt, nicht gehört haben will. Ich dächte, man müſſe ſein Glück nicht mit Füßen treten.“

„Du hältſt es wohl auch für ein großes Glück, daß ich Dich zur Frau bekomme. Ich mag ein ſolches Glück nicht, ich brauche das Glück nicht.“

Im Jähzorn ſtand er auf, ließ ſie ſtehen und ging hinaus in die Nacht.

Ohne Lebewohl wollte er von dannen. Er ging; ſchon hörte er die Töne der Muſik ſchwächer an ſein Ohr klingen; aber ſie erklangen ſo wehmüthig. Aus den Wolken des Zornes und Unmuthes ſeiner Seele dämmerte ein Strahl alten Glückes auf. Er kehrte um; wie wenig bedurfte es: kaum eines Hauches und die letzten Wolken wären dahingezogen auf Nimmerwiederkehr.

Er dachte ſich Annemarie, wie ſie betrübt in einem Winkel ſitze, abgeſtorben für alle Freude der Kirchweih, die ſtillgeweinten Thränen im Schnupftuche verbergend.

Je mehr er ſich in dies Bild hineinlebte, je mächtiger wurde ſeine Reue über ſein wenn auch gerechtes, doch barſches Weſen, er beſchleunigte ſeine Schritte um nicht inne zu werden, wie weit er ſich ſchon von ſeinem Glücke entfernt hatte.

Er trat in den Saal, ſuchte in allen ſtillen heimlichen Ecken und Winkeln Annemarie — dort war ſie nicht, er blickte auf, was ſah er — Annemarie tanzte.

Seine Bruſt war wie zugeſchnürt, er konnte kaum Athem holen, geſchweige ſprechen, brennende Thränen quollen in ſeine Augen, es wirbelte in ſeinem Kopfe, die Lichter tanzten, die Wände ſchwankten. Hinaus rannte er denſelben Weg, den er nur eben gegangen war.

Ueber das waldige Gebirge lag ein ſchwarzer Himmel, der Sturm ſauſte und nur auf kurze Augenblicke trat das Licht des Mondes ſchwach und zitternd aus dem wolkenſchweren Himmel.

War das nicht ein Bild ſeiner Seele? ſturmbewegt war ſie wie der nächtige Himmel, wenig erleuchtet von dem milden Glanze einer vorüberziehenden, friedlich glücklichen Vergangenheit.

Wie glücklich hatte er am geſtrigen Morgen die Schwelle ſeines Hauſes verlaſſen, wie elend, wie gebrochen ſah ihn dieſe Nacht vor derſelben ſtehen.

Nur in dem Hauſe ſeines Freundes und Nachbaren, Gottfried, wohnte und weilte noch das alte friedliche Glück, das ſagte ihm der ruhige Dämmerſchein eines Nachtlichtes, das durch die weißen Vorhänge blinkte.

Joſeph warf ſich vor das Bett nieder, das Haupt ſank in die Kiſſen, er entſchlief in der Ermüdung des Körpers, in der Erſchlaffung der Seele, wenn man

einen fieberuden, von ſchreckhaften Gebilden einer erregten Phantaſie gequälten Zuſtand Schlaf nennen will.

Welch ein Erwachen am Morgen!

„Ich träume noch, ich muß noch träumen, es kann ja nicht Wahrheit ſein, was ich erlebt habe;“ — rief er verzweifelnd aus.

Er ſchwankte wie ein Willenloſer, da die gewohnte Arbeitsſtunde kam, in ſein Schleifwerk.

Der Ort, der ihm jüngſt noch ſo angenehm, ſo behaglich geweſen, war für ihn heute öde; er fing die Arbeit an, er mühte ſich über die Maaßen; vergebens, es gelang ihm nichts, fort und fort war ſeine Seele mit dem Geſchehenen beſchäftigt; er ſagte ſich zwar, er ſei es ſeiner Würde ſchuldig geweſen, entſchieden aufzutreten, allein es klang auch wie Abſchied vom Glück in ihm.

Und doch wäre Alles gut geworden, hätte er auf ſeinen redlichen Freund Gottfried gehört, der am Morgen nach jener unglücklichen Nacht Joſeph im Schleifwerke beſuchte.

Er erſchrak über des Freundes in der That entſtelltes, kummervolles Geſicht, bemühte ſich ihn aufzuheitern und erklärte ſich bereit, falls etwa kleine Mißhelligkeiten vorgekommen wären, dieſelben zu ſchlichten.

„Ich will zur Annemarie hinübergehen oder wir ſchicken meine Annerös; die Frauenzimmer wiſſen in ſolchen Fällen am beſten, das was verfahren iſt, in's rechte Gleis zu bringen.“

Joseph schwieg entweder, oder wich allen Fragen, allen Vorschlägen so aus, daß Gottfried tiefbekümmert sich entfernte.

„Was beginnen wir nun?“ fragte er zu Hause sein Weib. „Handeln wir ohne Joseph's Zustimmung? gehe ich oder gehst Du hinüber nach Au zur Annemarie und fragst, was geschehen ist? denn ich habe aus den hingeworfenen Worten Joseph's nicht klug werden können, obschon so viel errathen, daß die beiden Liebesleute eine Verdrießlichkeit unter einander gehabt haben müssen.“

Schon hielten sie es für nöthig, daß sie beide den nächsten Tag nach Au gingen, als Annerös meinte:

Es sei doch ein gewagtes Unternehmen, da Joseph über den eigentlichen Hergang der Sache schweige und man am Ende mit seinem guten Willen das Uebel ärger mache, als wenn man die Ausgleichung der Zeit überlasse.

Gottfried stimmte der Meinung seines Weibes bei, beschloß aber nicht nachzulassen, bis er seines Freundes Schweigen gebrochen habe und klar sehe.

Leider mißglückte auch dieses. Joseph mied sein eigenes Haus und wanderte droben in den Bergen. Niemand wußte, wo er des Nachts sich aufhielt; zuweilen nur verrieth eine Spur, daß er in seinem Hause auf kurze Zeit gewesen war.

Woher diese Veränderung! Weshalb hatte der Stolz

den Seppi gehindert, auf irgend eine Weiſe ſich Anne-Marie zu nähern, ihr das Unrechte, Unweibliche ihres Betragens vorzuhalten und ſo nach und nach die alte glückliche Zeit zurückzuführen?

Es konnte nicht fehlen, daß der Vorfall mit Annemarie bekannt wurde im Wald; der Italiener hing die Sache ſehr geſchickt an die Glocke der Oeffentlichkeit. Es konnte auch nicht fehlen, daß ſehr Viele, welche Joſeph's Glück, die Liebe und den Reichthum der ſchönen Annemarie errungen zu haben, beneideten, höhniſch darauf warteten, was er nun thun werde.

Joſeph glaubte, daß Alle, denen er begegnete, ihn voller Schadenfreude anſähen, daß ſie hofften, er werde zu Annemarie gehen, um ſie demüthig um Verzeihung zu bitten. Durch ſolchen Wahn unterdrückte er jedes beſſere Gefühl und erſchloß ſich ſo durch eigene Schuld den finſteren Kerker, in dem ſein ſo blühendes Leben hinwelken ſollte.

Und war Annemarie wirklich ſeiner ſo ganz unwerth? hatte ſie ſeiner, als er ſie beim Tanz erblickte, ſchon ganz vergeſſen? O nein! ſie ſah den Kummer Joſeph's; ſie fühlte auch, daß ſie gefehlt habe, allein ſo groß, das mußte ſie ſich ſagen, war ihr Vergehen nicht, um ſo bittere Worte aus dem Munde deſſen zu hören, der ſie innigſt zu lieben verſichert hatte.

„Ich will nicht," ſagte ſie bei ſich, als ſie ebenfalls

ſchlaflos an ihrem Bette in der Kammer ſaß, „daß der Mann ein wankendes Rohr ſei; er ſoll dem ſtolzen Baume gleichen; er ſoll ſein Eigenthum, ſein Haus, ſein Weib hoch halten wie ſeine beiden Augen, aber auch ich will die Frau, nicht die Magd ſein, die im Hauſe weint, auch ich will meinen Stolz behalten, wenn er gerecht iſt und jetzt bin ich beleidigt. Hätte er in mein Herz geſehen, er wäre geblieben; nur um mich zu betäuben, habe ich weiter getanzt. O, ich weiß, ſie werden ihm das hinterbringen, ich weiß, er wird Gift aus den Worten ſaugen, ſei's d'rum; iſt ſeine Liebe treu und wahr, ſo wird er handeln, wie ſich's geziemt."

Seppi komme nur, weiter als auf halbem Wege kommt dir deine Annemarie bereits entgegen.

Sie hielt an der Hoffnung: ihr Seppi werde kommen, feſt, und fühlte ſich deshalb am anderen Morgen glücklicher als Joſeph.

Der Sonnenwirth ſaß mit dem Italiener in der Weinlaube hinter'm Hauſe und als er mit vielem Wohlgefallen den Bruch der Beiden ſich hatte erzählen laſſen, rief er aus:

„Ich ſage Euch, alter Handelsfreund, wie ich den Steinſchleifer und abſonderlich die Annemarie kenne, kommt Jener ebenſowenig wieder, als dieſe auf ihn wartet. Jetzt iſt es Zeit das Eiſen zu ſchmieden, weil es warm iſt: ſucht ſie auf, ich ſah ſie vorhin nach

der Höhe gehen, bringt Eure Worte an und ich wette, wir ſtechen ſchon heute Abend die Verlobungsflaſchen mit einander aus."

Der Fremde ſchien noch Bedenken zu haben, der Sonnenwirth aber drängte zur Eile und der Italiener ſuchte Annemarie auf.

Was auf jenen Höhen vorgefallen iſt, hat Niemand berichtet; der Italiener kehrte ſehr ſchweigſam zurück, reiſte ab, ohne dem verblüfften Sonnenwirth auf einzelne ſchüchterne Fragen Rede zu ſtehen, und niemals ſah ihn „die Sonne" wieder.

Annemarie hoffte auf Seppi's Rückkehr Stunde um Stunde, Tag für Tag; die letzte Feldblume blühte ab, das dichte Laub lichtete der Herbſt, des fliehenden Sommers Fäden zogen dahin, kälter wehte die Luft. Vier qualvolle Wochen des Harrens waren dahin, Seppi kam nicht. Seine Verzweiflung war in jene Stumpfheit übergegangen, welche jeden Lebensmuth, jeden Willen Verlorenes wieder zu gewinnen, unrettbar und ſpurlos zu vernichten weiß.

Wie ſein Inneres zerrüttet, ſo war ſein Aeußeres verfallen. War der hohlwangige Mann im unſaubern Kleide, mit dem verwirrten Haare und mit dem ſtruppigen Barte, — welcher im Haidekraute der Berge ungeachtet der kälteren Jahreszeit lag, der einſt ſchmucke, ſchöne Seppi?

„Ich habe mir gelobt, ihm weiter als den halben Weg entgegen zu gehen," sagte Annemarie am Morgen eines klaren, ungewöhnlich heiteren Oktobertags, „ich will mein Versprechen halten."

Sie machte sich auf. Droben auf der Lorena, jener herrlichen Bergspitze, welche die Abdachung des Gebirges nach dem Bodensee beherrscht und den Uebergang in das Bregenzer Waldgebirge bildet, stand sie und hielt die Hand auf die klopfende Brust gepreßt.

Nur wenige Stunden war sie von dem Wohnorte Joseph's entfernt, sollte sie zu ihm gehen.

„Was soll ich thun?" fragte sie.

Da hört sie Schritte, es kommt Jemand auf dem Steg der einsamen Gebirgswiese herauf, ihr entgegen.

„Wenn er es wäre!"

Alle Pulse schlagen heftig, sie zittert und muß sich an eine Fichte anlehnen.

Er ist's, es ist Joseph! Thränen stürzen aus ihren Augen, als sie den verstörten Mann erblickt.

Er bemerkt sie, er stutzt, er schwankt, die ungeahnte Wonne bringt ihn außer Fassung.

„O daß sie ein Wort dir sagte, ein erstes, deine Arme zittern, sie zu empfangen!" redet es leise in seinem Innersten.

Er geht hoffend ihr entgegen, er wartet, schon schwebt auf ihren Lippen der Ausruf: Joseph, aber der

ſieht ſie ſcharf an, ſein Gruß klingt fremd und kalt; ſie hält das Wort zurück, ſie harrt, daß ſeine Hand die ihre faſſe, er thut es nicht, Scheu läuft über ihr Herz. Er geht vorüber; ſie kehrt um; ſchon ſind ſie zehn Schritte aus einander. Er bleibt ſtehen, beide wenden ſich zurück, kein Fuß rührt ſich dem Andern entgegen, das erſte Wort ſpricht keines, — noch ein Augenblick — ſie ſind einander aus den Augen verſchwunden, ſchon hört Keines mehr den Schritt des Anderen. Es iſt vorbei, auf immer vorbei.

Wer's Glück a mal hat verthan,
Den ſchaut's a nimmermehr an,

ſang Joſeph in ſeiner Verzweiflung vor ſich hin und wußte nicht was er zwiſchen den Lippen murmelte.

Der Winter fand Joſeph in der größten Zerrüttung: ſein elterliches Erbtheil war dahin, dahin ſein guter Ruf. Annemarie hatte die letzte Liebe für ihn begraben, ſein Gedächtniß war todt; ſie ward die Gattin eines jungen Wirthes in Vorarlberg.

Von Joſeph hörte man nichts mehr. Einige wollten ihn bei der „Trau" Annemarie's geſehen haben; es ging auch hin und wieder das Gerücht, er reiſe mit einer Frau aus den höchſten Ständen unter zweideutigen Verhältniſſen. Andere wollten wiſſen, daß er, um ſeinem Hange zum Umherſchweifen genügen zu können und ſich das Daſein zu friſten, den Fremden-

führer über die Armen mache, leider aber dem Trunke und der Spielsucht anheim gefallen sei.

Gottfried und seine Aunerös beklagten des Freundes Schicksal mit aufrichtigem Herzen. Der Erstere war unermüdet, das Haus Joseph's in baulichem Stande zu erhalten. Er sah täglich darnach und nach dem Schleifwerke.

Der Winter verging, das Frühjahr kam, blühte ab, wieder feierte der Herbst in Au die Kirmes mit, Annemarie tanzte als junge Frau; die Schneeflocken des Winters wirbelten ihren Reihen über dem erstarrten Rikten; Gottfried war ein glücklicher Vater geworden.

Er, wie sein von Tag zu Tag im Mutterglücke schöner aufblühendes Weib hielten Joseph für todt.

Von ihm sprachen sie an einem der ersten Frühlingstage, vorm Hause im Garten sitzend. Sie hielt den kleinen Sohn, der des Vaters Namen führte, auf dem Schooße.

„Wer," ruft Gottfried, indem er nach dem Bergen zeigt, „mag dort der Wanderer sein? Gebeugt, langsam geht er einher, wie ärmlich, ja abgerissen ist sein Kleid? Er muß des Weges hier vorüber kommen, ich will hineingehen und einen frischen Trunk holen, daß wir dem Armen wenigstens eine Liebe erzeigen können. Wohl dem, der in seinem wohleingerichteten Hause sitzen und ein solches Glück, wie ich es in Dir habe,

ſein nennen kann," ſpricht Gottfried, klopft ſeines Weibes vollen Nacken, küßt Weib und Kind und geht das Verſprochene zu holen, in das Haus. Sie behält den Wanderer im Auge.

Er ſieht hinunter in's Thal; es ſcheint, daß ihm die Gegend nicht fremd iſt, ja daß er ſie mit Rührung betrachtet. Er ſteigt in's Thal, er kommt an das Haus Gottfried's, er bemerkt die glückliche Mutter nicht, in tiefem Sinnen bleibt er ſtehen.

„Joſeph!" ruft auf einmal eine Stimme. Da ſchrickt der Gerufene auf, Gottfried hängt an ſeinem Halſe.

„Wo kommſt Du her? Sei herzlich uns willkommen, tritt ein und ſei unſer Gaſt, Du herzliebſter Freund, nach dem wir uns ſo ſehr geſehnt haben."

Joſeph dankt ihm, aber ſo kalt, daß Gottfried beſtürzt keinen Verſuch macht, ihn zu halten, als er nach ſeinem Hauſe wankt.

Dort empfängt ihn die dunkle Stube, ſchwarz und traurig erſcheinen ihm die Tannen vor dem Fenſter: die blanke Wohnung Gottfried's, das bunte, ſchön geſchnitzte Staket um den Garten, das blühende Weib kommen nicht aus ſeiner Seele.

„Was hat der Pfarrer zu meinem Vater geſagt? — Euer Sohn kommt vierſpännig in's Dorf gefahren."

Ein gelles Lachen erſchütterte die Wände.

„Zerlumpt, zerriſſen außen und innen, ein Bettler

kommt er heim. Was haben ihm seine Kenntnisse genützt, was ist aus dem frischen Quell des Geistes geworden? Welt, du hast mir schlecht Wort gehalten."

„Er, der bescheidene Gottfried, er ist der Glückliche; Allen bin ich aus dem Wege gegangen, er muß mich sehen!"

Erschöpft fiel er auf's Lager und in einen todtenähnlichen Schlaf.

Er träumte von alter Zeit. Lebensfrisch sah er sich, wie er vor zwei Jahren auf dem Gipfel seiner Jugendkraft und in der Fülle des Glückes sich befand; er wähnte Arm in Arm mit Annemarie über die Lorena herabzukommen, er hörte den Riften rauschen, sein Schleifwerk gehen. Wie erfreute ihn die Heimath.

Er erwachte, goldene Sonnenlichter hüpften über die Diele, goldene Sonnenlichter verklärten die welken Kränze, die Zeichen eines einst blühenden Glückes an der Wand, die grünen Aeste der Tannen schlugen an's Fenster, ihren lange abwesenden Freund zu grüßen. Horch! sein Schleifwerk geht, eine alte Melodie der Kinderzeit scheint das Rad zu summen.

Er springt aus dem Bette, eilt zur Thür hinaus, den Bach hinunter in sein Schleifwerk. Gottfried arbeitet dort.

Wohl errieth Joseph des Freundes Gedanken, einen Augenblick stand er zögernd und unschlüßig, zwei

Gefühle ſtritten den grimmen Vernichtungskampf in ſeiner Bruſt. Jener unſelige, durch tauſendfaches Ungemach noch immer nicht gebrochene Stolz, der Mörder ſeines Glückes, und die Rührung über die aufopfernde Liebe des kalt behandelten, zurückgeſtoßenen Freundes.

Um das letzte Glück ſollte ihn aber jener Stolz nicht bringen.

War es der ungewohnte Klang ſeiner Arbeitsſtätte, der lieben, lang vermißten, war es heilſame Nachwirkung des nächtlichen Traumes, oder wirkte lindernd und ſänftigend der prachtvolle Morgen, das blumengeſchmückte Kind des jungen Lenzes? Die Rührung ſiegte: laut weinend ſtürzte er vor Gottfried nieder, der in emſiger Arbeit den breiten Rücken gebeugt, Joſeph nicht bemerkt hatte, jetzt aber ſelbſt unter Thränen den Hingeſunkenen an die Bruſt drückte und in rührender Beſorgniß um den Freund nicht müde wurde.

Schon nach ein Paar Stunden arbeiteten er und Annerös in Joſeph's Haus. Was nur eine weibliche Hand ſchaffen, weiblicher Zartſinn entdecken kann, damit wurde die ſo lange unbewohnte Stube geſchmückt, und wie anders ward es jetzt in ihr. Gottfried arbeitete für zwei und ſo erhielt auch der Garten und deſſen Zaun am Abend ſchon ein freundlicheres Anſehen.

Joſeph ſtand nun täglich an der Arbeit; jener Augenblick, in dem die menſchliche Rührung über ihn

kam und er die treue Freundſchaft anerkannte, nicht auch ſie, wie die Liebe verſtieß, hatte ihn umgewandelt. Jetzt wurde ihm klar, daß er entweder im ſehnſuchtsvollen Drange untergehen oder die ſteile, mühevolle Bahn der Entſagung gehen mußte und er ging ſie.

Ein Paar Jahre waren dahin; die Hoffnung Gottfried's und ſeines Weibes, daß es ihrer unermüdeten Liebe gelingen werde, die alte Zeit ihrem Seppi wieder aufzubauen, erfüllte ſich nicht.

Wohnlich ſtand ſein Haus, ein eben ſo buntes, eben ſo ſchön und zierlich geſchnitztes Staket wie Gottfried's Garten umgab den ſeinen, die innere Einrichtung ſeines Hausweſens war ganz ſo wie Gottfried's, nur zwei Dinge fehlten, ein liebendes Weib und das Glück.

Deshalb weilte Joſeph ſo oft er konnte in Gottfried's Hauſe. Dort nur ſah man ein Lächeln über das ernſte Geſicht gleiten, wie über den Abend noch das goldene Licht der untergehenden Sonne heraufblitzt. Die wieder gewonnene Achtung der Welt, das errungene Gut, ſelbſt der Ruf ſeiner Arbeiten ließen ihn kalt.

Eines Tages, als er dem kleinen Buben ſeines Freundes, der ihm an's Herz gewachſen war und keck in die Welt ſchaute, in die tiefblauen Augen ſah, rief er aus: „Mag es ihm nicht ſo wie mir ergehen!“

Dann nahm er Gottfried bei Seite und gab ihm ein verſiegeltes Papier.

„Ich will nicht, daß mein kleines Vermögen fernen, mir gleichgültigen Verwandten anheimfalle; bewahre mein Teſtament, man kann nicht wiſſen, wie ſchnell der von mir heißerſehnte Hintritt erfolgen könnte!“

Zwei Tage ſpäter erſchlug ihn im Steinbruch, wohin er um Platten auszuſuchen gegangen war, eine niedergehende Felswand.

Sein Erbe war der kleine Gottfried mit den blauen Augen, Joſeph's Liebling.

Wo er den Tod gefunden, errichtete ſein treuer Freund ein Steinkreuz, Annerös ſchmückte es täglich mit einem friſchen Kranz; jeden Monat hing dort ein zweiter neben dem ihren.

Als Gottfried ſein Weib fragte, wer wohl mit dieſer Liebesgabe den Heimgegangenen ehre, ſagte die kleine hübſche Frau mit tiefer Rührung:

„Annemarie!“

## 7.

Von Au nach Schoperau. Die Raſt mit den Sennen und Sennerinnen am Brunnen. Rieſentannen. Die Viehzucht der Wäldler. Die „Maiſäſſen.“ Die Hochalpen. Der Käſehandel. Die techniſchen Fertigkeiten der Wäldler. Die ehemalige Verfaſſung des Landes. Die Wahl des Landammanns. Die Geſchichte vom „Trobbelitanz.“ Der Weg nach Schröcken. Das Fremdenbuch. Andenken an Friedrich Auguſt, König von Sachſen. Das Ende der Welt.

---

Als Gottfried ſeine Erzählung geendet hatte, in welche er ſo tief verflochten war, ohne deren tiefſinnerſte Bedeutung erfaſſen zu können, war der Abend beinahe herangekommen. Die Schatten waren violetter geworden, die Sonne lag, anſcheinend noch goldiger glänzend auf den grünen Wieſen, welche in dem Thale hinter Au nach dem Dorfe Schoperau zu ſich erſtrecken. Die Berggipfel mit ihren grellen Schatten erſchienen in roſigem Dufte, und der Himmel, rein und heiter, umſpielte ſie mit abendlicher Anmuth. Aus dem Wirthshauſe tönte die Fidel, es jauchzten die Tanzenden, hie und da trat ein junges Paar heraus und blickte ſich um, Ruhe und Luft einathmend. Ich war zu ernſt geſtimmt, als daß ich mich noch unter die Tanzenden hätte miſchen mögen. Nichts ergreift doch das ganze volle Menſchenherz mehr, als das Geſammtſchickſal eines Menſchen, ſtehe er uns

auch noch ſo fern; es geht tiefer, wie Einzelleid und Freud, und ſei's das eigene. Ich hatte Nichts mehr hier zu thun, darum nahm ich von den guten Menſchen Abſchied und wanderte weiter in dem freundlichen Thale dem Laufe der Ach entgegen. Der Weg führte bei dem Dorfe Schoperau vorbei; ſtill und heimlich lagen hier und dort zerſtreut und von Bäumen beſchattet die Gehöfte, umgeben von dem grünen Wieſenteppich. Da war kein Staub der Straße, allüberall nur Grünes, Ruhe und Stille. Alles war ausgeflogen zur nahen Kirchweih, nur ein alter Mann ſaß auf dem Balkon eines Hauſes; er ſchaute in den Abendhimmel, um ſein Haupt ſpielten die weißen Haare von einem Lüftchen bewegt, Friede lagerte, wie über dem ganzen Orte, ſo auch auf ſeinem Geſicht. Unvermerkt ſtieg das Thal jetzt etwas höher an, Au winkte zum letzten Male freundlich dem Rückſchauenden zu. Ich ſtand nun am Eingange der letzten Thalſtrecke der Bregenzer Ach; die Felſen und Berge wurden coloſſaler und rückten näher zuſammen, mindeſtens um das Zehnfache verengerte ſich plötzlich hier das Thal; es wurde wild und intereſſant. Die Steige an den Bergen gingen bald hinab bis zum Bett der Ach, bald ragten ſie in ſchwindelnder Höhe über den in der Tiefe rauſchenden Waldbach; rieſige Tannen ſtanden ſo oben wie unten. Bald wurde ich von einer kleinen Geſellſchaft Sennen und Sennerinnen

eingeholt, welche auf der Kirchweih geweſen waren, aber den Abend wieder oben auf den Bergen ſein mußten, um das Vieh zu melken und zu verſorgen. Da ich des Weges, den ich nach Schröcken, dem Ende des Bregenzer Waldes einſchlagen wollte, durchaus nicht kundig war, ſchloß ich mich gern an die Geſellſchaft an, und in lebendiger Unterhaltung gelangten wir nach und nach ziemlich in die Höhe. Da gings über wüſte, wilde Thalſpalten hinweg, in welchen im Frühjahr die Schneegewäſſer wüthen, hinweg über entwurzelte Bäume, über ein wahres Meer von Felsſtücken, wieder hoch hinauf über Moorboden, auf ſchwindelndem Steg über einen in dunkler Thalſpalte erdröhnenden Zufluß der Ach. Endlich wurde die Ausſicht frei, man gelangte wieder zum vollen Sonnenlicht und zu mehreren Mittelſennen, welche zwar jetzt noch verlaſſen ſtanden, jedoch ſchon in einigen Tagen von den Heerden bezogen werden ſollten.

Ueber die Sennen und über den Wald, der aus dem tiefen Thale der Ach mit ſeinen Gipfeln emporragte erglänzten die Gebirgsſpitzen, deren jetzt eine nach der andern, je höher wir ſtiegen, auftauchte und rückwärts öffnete ſich noch einmal ein Blick auf den durchwanderten Theil des Bregenzer Waldes. Gerade an der Stelle, wo man die ſchönſte Ausſicht hatte, befand ſich ein fließender Brunnen von einer mächtigen Tanne überragt. Wir ſetzten uns hin, tranken und ruhten aus,

um uns dann von einander zu trennen, denn die Sennen stiegen nun gerade hinauf in die Berge, während ich noch einmal ins Thal hernieder mußte, um endlich nach Schröcken zu gelangen. Hier und dort stand am Abhange der Senne eine riesige Tanne; man blickte hinunter in die tiefe Waldschlucht der Ach; gegenüber sah man wiederum ansteigende Sennen, darüber die rosigen Gipfel des „Rothhorns," der „Flühe" und der „Hirschenspitze." Die Ruhe unter der Tanne kam Allen erwünscht, denn wir waren stark gegangen. Der Baum war einer von den Riesengestalten, die man hie und da „im Walde" antrifft und in deren Schatten ich oftmals eine Heerde von 30—40 Stück Kühen sehr bequem, vor den Strahlen der Mittagssonne geschützt, ruhen sah. Es wurde geplaudert von Dem und Jenem, ich hatte noch einen großen Rest Tabak, er wurde vertheilt, und mit Behagen rauchten die Sennen ihre Pfeifchen. Es war ein sonderbares Tabaks-Collegium bei klarem Quellwasser, aber doch recht heiter, denn hier sahen die Bregenzer Wäldler ihren schönsten Reichthum, die Senne vor sich ausgebreitet. Der Viehzucht und der Sennerei gehört ja des Wäldlers ganzes Leben. Ackerbau wird gar nicht getrieben, während man ringsum in Tyrol — namentlich in neuerer Zeit — Korn selbst an Orten gebaut, wo es nur mit kleinen Handwagen eingeerntet werden kann. Das Vieh des „Wäldlers"

iſt aber auch beſſer als das in Tyrol und Vorarlberg daran, denn der Wald hat ſehr geſchützte Thäler, deren Wieſen bis in den Winter hinein vom Schnee befreit bleiben, er hat aber auch eine Menge ſogenannter „Maiſäſſen," Niederalmen, welche im Frühjahre bald Schnee und Eis verlieren und bis in den Spätherbſt hinein grün bleiben; endlich, was die Hauptſache iſt, und woran es den umliegenden Gegenden fehlt, der „Wald" hat ſchöne und weit ausgedehnte Hochalpen, nach Allgau und Vorarlberg zu. Wenn das Futter auf den Mittelalmen im Hochſommer matt und dürr wird, daß das Vieh verſchmachten müßte, da wird es auf die vor Kurzem erſt von Schnee befreiten ſaftigen Hochalpen getrieben. Dort giebt's friſchere Luft und friſchere Weide. Mancher Lechthaler ſchickt ſein Vieh dem Bregenzer Wäldler auf deſſen Hochalpen, und zahlt für das Stück 10 Gulden und darüber. Der Wäldler ſteckt das Geld in die Taſche und darf überdieß die Kuh während der Penſionszeit nutzen. Dieſe glückliche Lage der Almen iſt auch der Hauptgrund und die Hauptquelle der Wohlhabenheit des „Wäldlers;" ihr hat er es zu danken, daß er, während ſein Nachbar ringsherum den Rücken krümmen und ſein Feld beſtellen muß im Schweiße ſeines Angeſichts, ſtolz bei der freieren Viehzüchterei verbleiben kann. Die Käſebereitung hat ſich in den letzten Jahrzehnten außerordentlich vervollkommnet:

man hat theils von den Schweizerischen Sennern, welche man hat herüberkommen lassen, gelernt, theils sind Senner aus dem „Walde“ nach der Schweiz, um sich in der Käsebereitung, theils nach Holland, um sich in der Viehwirthschaft überhaupt zu unterrichten, gereist. Dem Wäldler fehlt es überhaupt nicht an Unternehmungsgeist; der Käsehandel geht weit in die Welt hinaus und bringt viel Geld ein. Gerade an dem Kirchweihtage von Au werden, wie bemerkt, die bedeutendsten Geschäfte in Käse gemacht, und schon einige Tage vorher haben die Händler die Almen bereist, um den Käse zu kosten.

Der Wäldler sieht sich gern in der Welt um, und der Handel giebt Manchem dazu die Gelegenheit, wie mir denn auch Einer der Senner erzählte, er sei bis nach Thüringen gekommen; wer zu Hause aber keinen rechten Platz findet, geht auch für immer in die weite Welt. Namentlich gehen aus dem „Walde“ geschickte Stuccaturarbeiter hervor, wie denn überhaupt die technische Geschicklichkeit eine in der That auffallende Eigenschaft der Bewohner dieser Gegend ist. Ich hatte auf meiner Wanderung manch' zierliches Kästchen und Schränkchen von Nußbaumholz mit allerlei Schnitzwerk gesehen; diese Arbeiten hätten in den elegantesten Magazinen Wiens oder Berlins eine Stelle finden können und sie waren von den Meistern im „Walde,“ die zum Theil zugleich Viehzüchter sind, geschnitzt worden. In

dem Wirthshause von Schwarzenberg war nicht ein Stück von auswärts; die schön gearbeiteten Thüren, die kunstreichen Vertäfelungen, die Messingschlösser, alles das war im „Walde“ gearbeitet. Doch ist und bleibt die Viehzucht die Hauptsache und Hauptbeschäftigung, alles Andere geschieht nebenbei. Um so wohlthuender ist der Eindruck, den die Bevölkerung auf den Fremden macht, da dieselbe den unseligen Einflüssen des Fabrikwesens und der Industrie fern steht, welche ja selbst den reinen Charakter der Natur zu entstellen pflegen.

Viel hat zur Erhaltung eines eigenthümlichen Volkslebens die Vergangenheit des „Waldes“ beigetragen. Jetzt ist die Verfassung des Landes gerade ebenso eingerichtet wie die von ganz Tyrol, früher war das aber anders. Der Bregenzer Wald besaß außerordentlich viele Freiheiten, hatte an den Landesherrn eine bestimmte, verhältnißmäßig geringfügige Steuer zu geben und regierte sich im Uebrigen selbst. Diese Regierung war ein Bauernregiment im eigentlichsten Sinne des Wortes. Es stand nehmlich an ihrer Spitze ein Bauer, der unter dem Namen Landammann von sämmtlichen Grundbesitzern erwählt wurde. Zur Besorgung der Schreibereien war ihm der sogenannte „Landschreiber“ beigegeben. Steub schildert die Wahl des Landammanns nach einem alten Chronisten also:

„Nachdem die drei Viertel bei Ablauf einer Amts-

zeit unter den neuen Bewerbern vier ehrliche Männer ausgeleſen oder „vorgeſchoſſen“ hatten, ſo kam das Volk am Wahltag auf den Auen bei Andelsbuch zuſammen. Dabei fand ſich auch der Vogt von Feldkirch ein mit der Sicherheitswache zum Schutze der Ordnung. Es war Herkommen, daß der Vogt im Namen des Landesherrn die Ehrung der alten Freiheiten angelobte; denn ſo dieß nicht geſchehen wäre, hätte der neugewählte Landammann nicht den Eid in ſeine Hände abgelegt. Sofort wurde nun an's „Mehr“ gegangen. Es ſtellten ſich die „Vorgeſchoſſenen,“ jeder entfernt von dem andern, an einen Baum, und auf ein gegebenes Zeichen rannten alle Wahlmänner auf den Baum zu, unter deſſen Schatten ſich der, dem ſie ihre Stimme gegeben hatten, befand. Nach dieſem wurden bei jedem Baume die Köpfe gezählt, und nach der Mehrheit der Landammann ausgerufen. Reiter mit ländlich aufgeputzten Pferden hielten an den vier Bäumen, um der harrenden Ehegemahlin des ſiegenden Bewerbers die Freudenbotſchaft zu überbringen, ein Dienſt, welchen die neue Frau Landammännin mit vier Kronen belohnte. Der oft heißen und ſtürmiſchen Wahl folgten vierzehn frohe Feſttage mit Muſik, Tanz und Trinkgelagen, Alles zu Ehren des neuen Landammanns, der dann auch die Zeche zu bezahlen hatte.“

Im Laufe des Geſprächs mit meiner Reiſegeſell-

kommt er heim. Was haben ihm ſeine Kenntniſſe genützt, was iſt aus dem friſchen Quell des Geiſtes geworden? Welt, du haſt mir ſchlecht Wort gehalten."

„Er, der beſcheidene Gottfried, er iſt der Glückliche; Allen bin ich aus dem Wege gegangen, er muß mich ſehen!"

Erſchöpft fiel er auf's Lager und in einen todtenähnlichen Schlaf.

Er träumte von alter Zeit. Lebensfriſch ſah er ſich, wie er vor zwei Jahren auf dem Gipfel ſeiner Jugendkraft und in der Fülle des Glückes ſich befand; er wähnte Arm in Arm mit Annemarie über die Lorena herabzukommen, er hörte den Rikten rauſchen, ſein Schleifwerk gehen. Wie erfreute ihn die Heimath.

Er erwachte, goldene Sonnenlichter hüpften über die Diele, goldene Sonnenlichter verklärten die welken Kränze, die Zeichen eines einſt blühenden Glückes an der Wand, die grünen Aeſte der Tannen ſchlugen an's Fenſter, ihren lange abweſenden Freund zu grüßen. Horch! ſein Schleifwerk geht, eine alte Melodie der Kinderzeit ſcheint das Rad zu ſummen.

Er ſpringt aus dem Bette, eilt zur Thür hinaus, den Bach hinunter in ſein Schleifwerk. Gottfried arbeitet dort.

Wohl errieth Joſeph des Freundes Gedanken, einen Augenblick ſtand er zögernd und unſchlüßig, zwei

Gefühle ſtritten den grimmen Vernichtungskampf in ſeiner Bruſt. Jener unſelige, durch tauſendfaches Ungemach noch immer nicht gebrochene Stolz, der Mörder ſeines Glückes, und die Rührung über die aufopfernde Liebe des kalt behandelten, zurückgeſtoßenen Freundes.

Um das letzte Glück ſollte ihn aber jener Stolz nicht bringen.

War es der ungewohnte Klang ſeiner Arbeitsſtätte, der lieben, lang vermißten, war es heilſame Nachwirkung des nächtlichen Traumes, oder wirkte lindernd und ſänftigend der prachtvolle Morgen, das blumengeſchmückte Kind des jungen Lenzes? Die Rührung ſiegte: laut weinend ſtürzte er vor Gottfried nieder, der in emſiger Arbeit den breiten Rücken gebeugt, Joſeph nicht bemerkt hatte, jetzt aber ſelbſt unter Thränen den Hingeſunkenen an die Bruſt drückte und in rührender Beſorgniß um den Freund nicht müde wurde.

Schon nach ein Paar Stunden arbeiteten er und Annerös in Joſeph's Haus. Was nur eine weibliche Hand ſchaffen, weiblicher Zartſinn entdecken kann, damit wurde die ſo lange unbewohnte Stube geſchmückt, und wie anders ward es jetzt in ihr. Gottfried arbeitete für zwei und ſo erhielt auch der Garten und deſſen Zaun am Abend ſchon ein freundlicheres Anſehen.

Joſeph ſtand nun täglich an der Arbeit; jener Augenblick, in dem die menſchliche Rührung über ihn

gekommen. In der Schule hieß er anfänglich der „Franzos," weil die Buben glaubten, der fremde Herr, der ihn gebracht hatte, sei ein Franzose gewesen. Er war ein stiller Knabe und sehr schüchtern; er schaute mit seinen großen, schwarzen Augen traurig drein, und sein Gesicht war stets blaß. Da die andern Kinder nicht mit ihm spielen mochten, hielt er sich immermehr fern von ihnen, und zuletzt schien es fast, als ob er das Sprechen verlernt hätte. Da fiel es einstmals einem bösen Buben ein, ihn den „Troddeltony" zu nennen, und der Name ist ihm geblieben für's ganze Leben. Wie er nur erst so hieß, glaubte auch alle Welt, daß er ein Troddel sei. Er war aber keiner, ich weiß es ganz genau; denn ich ging einmal hinaus vor's Dorf; da traf ich, ohne daß er mich bemerkt hätte, den Troddeltony an dem Wasser; er saß da und weinte. Als ich ihn fragte, was ihm fehle, sagte er zu mir: „Wenn ich Dir's auch sage, so begreifst Du's doch nicht, denn Du weißt nicht, wie das thut, Niemanden auf der Welt zu haben, der einen lieb hat." Das sagte er aber mit einem Gesichte, mit einem Ausdruck der Augen, daß ich gleich hätte mitweinen mögen. Seitdem weiß ich, daß der Troddeltony kein Troddel war. Er hütete die Kühe, lernte Käse machen, am Liebsten aber bastelte er. Als er einundzwanzig Jahre alt war, wurde ihm von den achthun-

dert Gulden, welche von ſeinem Capitale noch übrig waren, ein Haus mit geringem Viehſtande gekauft. Nun war er zwar angeſeſſen, blieb aber trotzdem fremd im Dorfe: Niemand ging mit ihm um, und er war zum Theil ſelbſt daran Schuld, denn er gönnte Niemandem ein gutes Wort. Was ſollte er in dem Hauſe allein? — Er verſuchte mehrmals, ob er nicht ein Mädchen aus dem Dorfe zur Frau bekommen könnte, aber jede wies ihn lachend zurück und meinte, er könne einmal eben ſo ſchnell aus dem Dorfe geholt werden, wie er hereingebracht worden ſei, und dann ſäße ſie ohne Mann da.

Eines Tages war der Trobbeltony verſchwunden, und faſt ſchien es, als wäre er wirklich bei Nacht und Nebel fortgeholt worden; allein es dauerte nicht acht Tage, ſo kam er auf einem kleinen Wagen wieder angefahren und hatte ein wunderbares Weib bei ſich. Sie war ſehr ſchön aber nicht wie andere Weiber: ihr Geſicht war wild, und das brennendſchwarze Auge ſchaute wild drein; in langen Flechten hing ihr ſchwarzes Haar über den Rücken; auch trug ſie nicht die Tracht der Wäldlerinnen, ſondern war in die bunteſten Farben, grün und roth gekleidet. Die Leute ſagten, ſie ſei eine Zigeunerin, und der Trobbeltony habe ſie drüben in Bludenz, wo ſie von Italien her eingetroffen, kennen gelernt: ſie ſei mit ihm des Nachts

von ihrer Bande fortgeflohen und habe ſich mit ihm trauen laſſen; Andere ſagten, ſie ſeien gar nicht getraut, und ich glaube auch nicht, daß ſie je irgend Jemand nach ihrem Trauſcheine gefragt hat.

Mag dem ſein, wie ihm wolle, ſeit der Trodbeltony verheirathet war, begann für ihn ein anderes Leben; er ſchien ſein Weib ſehr zu lieben und ſie ihn wohl auch, denn ſie waren ſehr glücklich mit einander. Freilich hatte dieß Glück etwas Unheimliches an ſich: es wußte Niemand, wie ſie eigentlich zuſammenlebten, da man von ihnen oft Tagelang weder Etwas hörte noch ſah. Der Tony wurde noch abgeſchloſſener, als er ſchon geweſen war, aber auch ſtolzer: er ſchien ſich mit ſeinem Weibe zu fühlen. Mit Letzterer ging Niemand um; man ſagte, ſie könne nur eine Art von Italieniſch ſprechen und ſich mit Niemandem verſtändigen als mit ihrem Manne, den ſie ihr Kauderwelſch gelehrt hatte; und in Wahrheit, wenn man einmal im Vorübergehen an ihrer Hütte ſie drinnen laut reden hörte, ſo waren es unverſtändliche Töne. Der Tony fühlte ſich nirgend anderswo mehr glücklich als daheim; das Häuschen, in welchem ſie wohnten, ſchmückte er zu einem wahren Wunderbau aus. Das Getäfel am Hauſe war grün gemalt mit rothen Zierrathen daran; an den Balken hatte er zierliche Schnitzwerke angebracht und an dem ganzen Hauſe ringsum das

dichteſte Geisblatt aufgezogen, welches wiederum von einem bunten, gutgeſchnitzten Spalier gehalten wurde. Der vor dem Hauſe liegende kleine Garten war mit Grün ſo dicht umwachſen, daß Niemand durchſehen konnte, und Tony zog dort allerlei wunderliche ſeltene Blumen, welche man hier zu Lande gar nicht kannte. In verſchiedenen Käfigen hingen in dem dichten Laubwerk eine große Anzahl Singvögel. Die Fenſter des Hauſes waren von Grün ſo überwuchert, daß man ſie von Außen gar nicht mehr ſehen konnte. In ſchönen Sommernächten, wenn es im ganzen Thale ſchon todtenſtille war, da ertönte aus der wunderlichen Hütte Troddeltonys Spiel und Geſang, das Licht im Hauſe ſchien durch die grünverwachſenen Fenſter in ſmaragdenem Glanze, und wenn's im Hauſe endlich ſtill wurde, ſo war's in ſpäter Nacht, als ob das ganze Haus voll Nachtigallen wäre, ſo klagten und ſangen dieſelben in ihren Käfigen.

Des Troddeltony Weib galt für eine halbe Zauberin; es wollte Einer des Nachts einmal bis unmittelbar an's Haus herangeſchlichen ſein, und durch eins der Fenſter die hellerleuchtete Stube geſehen haben. Hier erblickte er des Tony ſchönes Weib, hell von einer Fackel beleuchtet, in einem bunten Gewande und mit glänzenden Steinen geſchmückt, vor dem Tiſche und hörte, wie ſie aus einem großen Buche unver-

ſtändliches Zeug laut vorlas. Auch darüber kann ich weiter nichts Beſtimmtes ſagen, nur ſoviel iſt gewiß, daß ſich der Tony mit ſeinem Weibe ſeit der Ankunft der Letzteren im Thale nicht mehr in der Kirche blicken ließ.

Der Tony arbeitete wenig mehr: alle Mühe, allen Fleiß verwendete er auf den Schmuck ſeines Hauſes. Er ſchnitzelte Figuren, welche anſtatt der Balken das Dach tragen mußten, und ſonſt Verzierungen aller Art; er kaufte ſchönes abſonderliches Geſchirr und hatte fortwährend zu putzen und zu basteln. Alle Liebe des Verlaſſenen hatte ſich jetzt ſeinem Hauſe und ſeinem Weibe zugewendet, darüber vergaß er die Außenwelt, den Erwerb und die Zukunft.

So trieb er's ziemlich lange; alle Jahre ging er einmal nach Bregenz oder Lindau, um, wie die Leute ſagten, beim Goldſchmiede Edelſteine und Geſchmeide, welche ſein Weib ihm zugebracht habe, zu verkaufen. Allein der Erlös muß doch nicht gereicht haben zum Lebensunterhalt, denn vor zwölf Jahren wurde des Tony Haus ſammt der ganzen Einrichtung ausgeklagter Schulden halber öffentlich verſteigert. Der Erſteher ließ all den wunderlichen Zierrath niederreißen und ſtellte das Haus wieder ſo her, daß es den andern im Dorfe ähnlich ſah. Der Troddeltony, welcher nunmehr zur Miethe wohnen ſollte, konnte ſich in ſein

Schickſal gar nicht ergeben; er wollte mehrmals ſogar mit Gewalt von ſeinem früher ihm gehörigen Hauſe Beſitz nehmen, wurde aber daran verhindert und arretirt. Einmiethen wollte er ſich um keinen Preis und doch hatte er kein Geld mehr, um ſich wieder anzukaufen und eine Hütte zu bauen. Da ging er aus dem Dorfe fort, und man hat ſieben Jahre lang Nichts mehr von ihm geſehen und gehört, nur Hirten verſicherten, er müſſe noch im „Walde" ſein, da ſie ihn mehrmals, freilich nur in der Ferne erblickt hätten. Endlich gelangte man hinter das Geheimniß. Der Tony hatte ſich und ſeiner Familie in einer der unwegſamſten Schluchten bei dem „Zillerkämpen" unter einem überhängenden Felſen, geſchützt vor Schnee, eine Hütte aus Holz und Moos gebaut und mit Tannenreiſig verziert. Mitten in dem Schrecken der Wildniß ſoll das Waldhäuſel luſtig ausgeſehen haben. Ein Jäger, welcher mit Gefahr ſeines Lebens eine verſtürzte Gemſe geſucht und ſich in die Schlucht verirrt hatte, machte die Entdeckung. Der Tony bat zwar den Jäger inſtändigſt, er möge ihn nicht verrathen, kein Menſch wiſſe bis jetzt ſeinen Aufenthalt, und er ſei hier ſo glücklich mit Weib und Kind; wenn aber die Leute erſt davon wüßten, würden ſie ihn gewiß verjagen. Allein trotz des von dem Jäger gegebenen Verſprechens wußte bald Jedermann, wo

der Tony hauſe, und da man mit Recht vermuthete, daß derſelbe, um ſich zu ernähren, wilddiebere und das dem Staate gehörige Holz verbrenne, wurde er von den Gensdarmen als Vagabund aufgehoben, mit ſeiner Familie aus dem Hauſe gejagt, wegen Holzdiebſtahls eingeſperrt und dann entlaſſen.

Doch auch jetzt konnte er nicht bewogen werden, dem Rathe des Landammanns zufolge ſich in ein fremdes Haus einzumiethen; er war vielmehr plötzlich wieder aus dem Dorfe verſchwunden, und die Leute wollten wiſſen, daß er irgendwo an einer unwegſamen Stelle mit ſeiner Familie im „Walde" lebe.

Damals befand ſich im Dorfe Hirſchau Einer aus dem Walſerthale, der „rothe Jacob" genannt, ein hämiſcher und ſchadenfroher Geſell voll abenteuerlicher Einfälle; der hatte ſchon früher immer den Tony gehänſelt, auch den Gensdarmen den Ort verrathen, an dem ſich derſelbe das erſte Mal verſteckt hatte. Mit dieſem Jacob traf eines Nachts der Tony zufällig zuſammen und vertraute ihm an, daß er ſich wieder „angebaut" hätte, daß ihn aber dießmal Niemand entdecken würde, wenn er nicht ſelbſt die Gensdarmen auf die Spur brächte, deshalb ſtehle er ſich nur des Nachts aus ſeiner Wohnung. Der rothe Jacob, der wieder ſeinen Spott mit dem unglücklichen Manne trieb, rieth ihm, er ſolle einer friſchvergrabe-

nen Leiche Nachts um 12 Uhr das Todtenhemde ausziehen, dann könne er unbesorgt auch am Tage ausgehen, denn das habe die Kraft, unsichtbar zu machen.

Der boshafte Gesell freute sich schon darauf, wie der Tony im langen Todtenhemde den Gensdarmen geradezu in die Arme laufen würde; — er dachte aber nicht, daß er selbst das Hemd zu dem Schwanke hergeben müßte. In derselben Nacht beim Nachhausegehen that er nämlich einen Fehltritt und stürzte in die Ach; nach drei Tagen wurde er begraben, und nun ging Tony daran, grub mit schwerer Mühe den Sarg aus, öffnete den Deckel und bemächtigte sich des Hemdes seines rothen Jacob.

Glückselig über den eroberten Talisman und doch voller Grausen über die nächtliche That, nahm sich der Tony nicht Zeit, den Deckel des Sarges wieder zu schließen, und der rothe Jacob hatte Zeit, mit seinem blassen Gesichte die lange Nacht hindurch in den Mond zu blicken, der über sein Grab hinwegzog.

Der Tony aber ging nun frei und offen im Todtenhemde umher; das verrieth ihn natürlich: die Gensdarmen überraschten ihn einstmals ziemlich nahe bei seiner Hütte. Er ging ihnen ruhig entgegen und war nicht wenig bestürzt, als er bemerkte, er werde trotz seines Hemdes doch gesehen. Mit dem Schmer-

zensrufe: „Also auch der rothe Jacob hat's nicht gut mit mir gemeint," gab er sich gefangen, und wurde gestern mit Weib und Kindern nach Bezau ins Gefängniß gebracht."

Ich war durch die Erzählung ernst gestimmt worden und bemerkte, daß auch die andern Zuhörer von einem tiefen Mitleid mit dem armen Tony ergriffen waren, der aus Sehnsucht nach einem eigenen Heerd zum sogenannten Vagabunden geworden war.

Als Fremdling war er in den „Wald" gekommen; wo war seine, wo seiner Eltern Heimath. Niemand wußte es. Da hat er sich selbst eine Heimath schaffen, den Zauber kennen lernen wollen, den des eigenen Heerdes Feuer auf das Gemüth des Menschen auszuüben weiß. Ein Gefängniß ist ihm als Heimath angewiesen worden.

Der Abend war unterdessen hereingebrochen, die Sonne im Untergehen, violette, goldgesäumte Wölkchen bedeckten sie auf Augenblicke, und hinter ihnen öffnete sich dem Blick ein Stück Aether, das im hellen goldgrünlichen Lichte die Vermittlung zwischen dem Golde der Sonne und dem Blau des Himmels bildete, und jene milde unbestimmte Farbe hatte, die ich der ewigen Seligkeit beilegen würde, wenn Begriffe durch Farben ausgedrückt werden sollten.

Noch einen Blick nach diesem schönen Abendhim-

mel — und ich ſagte meiner rüſtigen Reiſegeſellſchaft Lebewohl, ließ Jeden noch ſein Pfeifchen ſtopfen, worauf wir als Freunde ſchieden, die ſich ihr Leben lang wohl nie wiederſehen werden. Mein Weg führte nun auf einſamen Wald- und Gebirgsſteigen weiter in das enge Achthal nach Schröcken.

Kahler und wilder erſchienen die Bergwände, die Nacht zog ſtill am Himmel herauf: einzelne Sterne fingen an zu erblinken. Wieder gings tief hinunter zum rauſchenden Waldbach. Unterdeſſen war's Nacht geworden; ich wußte in der finſtern Wildniß nicht mehr wohin: ich hatte den Weg verloren. Da ertönte in dieſer Felſen- und Waldeinöde von hoch oben herab hell und klar eine Glocke, das mußte in Schröcken ſein. Mit neuen Kräften ſtieg ich dem Ton der Glocke nach und war nach einer halben Stunde im Dörfchen Schröcken angelangt. Freundlich wurde ich in dem kleinen Wirthshauſe aufgenommen. Während des Raſtens nahm ich das Fremdenbuch zur Hand: nur wenige Wanderer hatten in dieſe Wildniß ihren Fuß geſetzt, ein Zeichen, daß der Bregenzer Wald noch wenig bekannt iſt.

Unter den eingezeichneten Namen befand ſich auch der des vorigen Königs von Sachſen, Friedrich Auguſt. Mich rührte es, die Schriftzüge, die ich hie und da auf meinen Wanderungen in Tyrol an den einſamſten und ſteilſten Punkten des Gebirgs geſehen hatte, wieder zu

erblicken. Auf meine Frage nach dem hohen, in ſo jähem Tode dahingeſchiedenen edlen Herrn konnten ſie des Erzählens kein Ende finden, wie er ſo gut und mild geweſen ſei; er wäre gekannt geweſen im ganzen Lande, und ſie hatten ihn alle geliebt, wie ihren eigenen Fürſten. Der König mußte kurz vor ſeinem Tode in Brennbüchl hier geweſen ſein; das Blatt auf welchem ſein Name ſtand, war frei geblieben.

Wie wohlthuend iſt die Liebe, die die Tyroler zu dem Sachſenkönig hatten! Galt ſie doch dem milden, verehrungswürdigen Menſchen. So gedachte ſeiner ein ganz ſchlichter Bauer in Lermos mit den Worten: „Er war gar nicht wie ein König, er war ein Menſch, und darum haben wir ihn auch ſo lieben gekonnt.“ Bauersmann, Du wußteſt gewiß nicht, was für ein ſchönes und wahres Wort Du geſprochen!

Zu der Stelle, wo der hohe Herr verunglückt war, zogen die Tyroler wie nach einem Wallfahrtsorte, und manche bittere Thräne iſt um den beſten Fürſten hier gefloſſen. Kurze Zeit nach meiner Bregenzer Reiſe war ich in Reute in Tyrol; da zeigte mir der alte Wirth zur Krone ein Bild, das dem Könige zu Brennbüchl geſetzte Monument darſtellend, auf der Rückſeite deſſelben waren ein paar Laubblätter eingerahmt zu ſehen, auf denen man noch Spuren von dem Blute des verunglückten Fürſten ſehen konnte. Wie eine heilige Re-

liquie bewahrte der alte Mann die Blätter; und als er das Bild wieder an Ort und Stelle hing, wischte er sich die hellen Thränen aus den Augen. Wehmüthig ergreifend und doch wie erfreulich war es, sich den leutseligen Fürsten mit seinem gemüthvollen Gesichte, mit seinen edlen schönen Augen, mit der liebenswürdigen Einfachheit seines Wesens hier in diesem engen Wirthsstübchen zu denken.

Die Stelle, die ein edler Mensch betrat,
Sie ist geweiht für alle Zeiten.

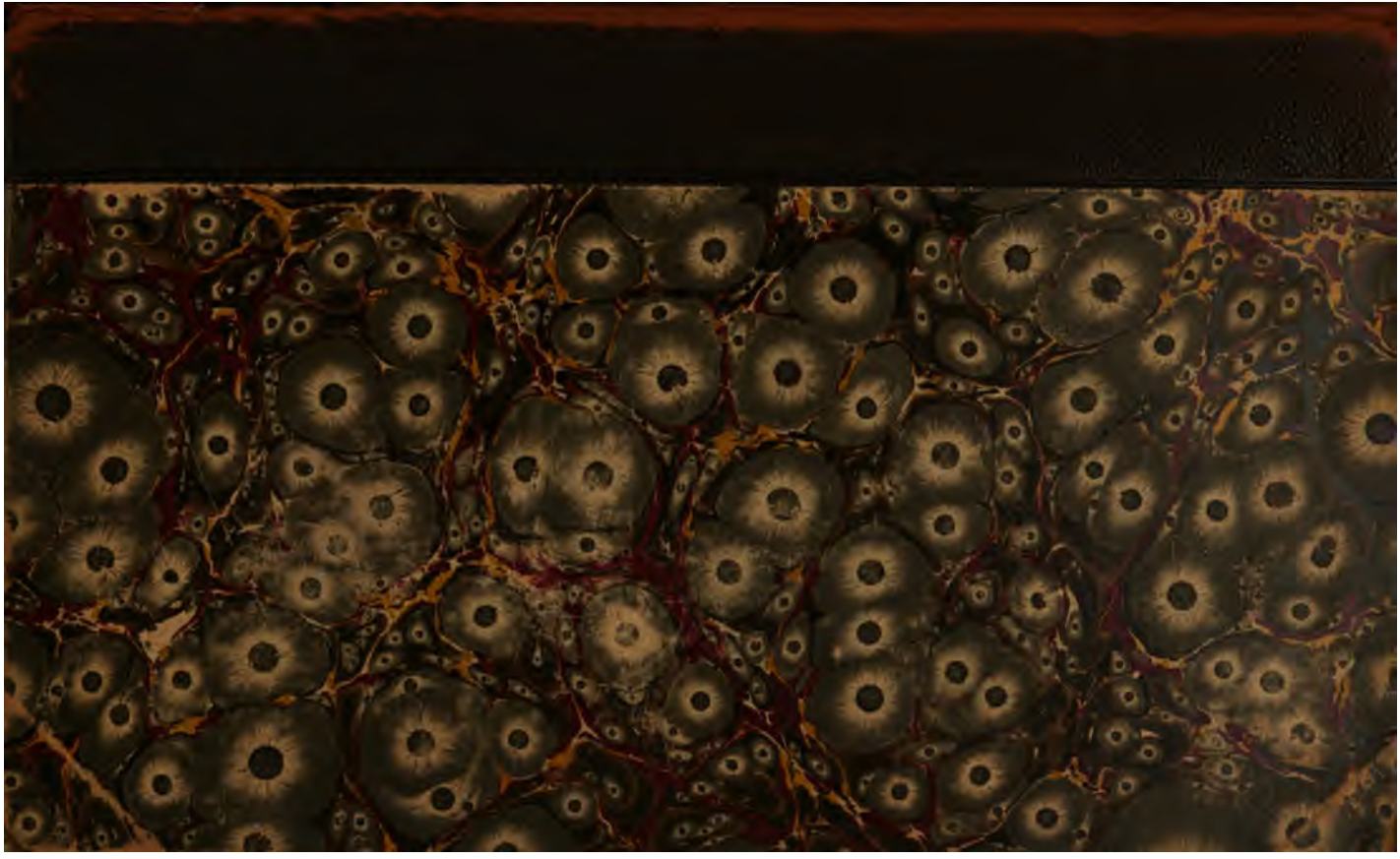
Ich fühlte diese Weihe recht lebhaft und nach allem, was ich den Tag vorher erlebt hatte, kam über mich eine Stille des Gemüths, die mich bis in den Traum geleitete.

Der Kirchort Schröcken ist schon ziemlich hoch gegen, nahe an 4000 Fuß. Er besteht aus nur sieben Häusern, welche mit der kleinen Kirche zerstreut auf einer ungefähr 300 Schritt im Durchmesser betragenden Wiesenfläche liegen. Diese bildet die Spitze eines Felsenkegels, welcher rings von einer tiefen Schlucht umgeben ist. Jenseits erheben sich auf allen Seiten die colossalen Felsenmassen, welche das Bregenzer Thal schließen. In einer Entfernung von einer bis drei Büchsenschußweiten starren die Felswände des Widdersteins, des Aarhorns, des Rothhorns und der Hirschenspitze, die sich theilweise noch an 4000 Fuß über dem Niveau

von Schröcken erheben, entgegen. So ſcheint denn hier die Welt aufzuhören, denn während aus den tiefen Schluchten ringsum die finſtern Tannenſpitzen emporragen, ſteigen gegenüber die himmelhohen Bergkoloſſe an, auf denen nur hie und da ein Fleckchen zu einer Senne ſichtbar wird. Aus dieſer wunderbaren Felſeneinſamkeit, aus dieſer romantiſchen Wildniß führen nur zwei ſchmale Steige heraus: der eine beim Widderſtein vorbei über Krumbach, der andere über den Aarhorn nach dem Lechthale.

Hier ſagte ich dem Bregenzer Wald Ade. Ich war den Steig gegen Krumbach zu hinaufgeſtiegen und ſtand ungefähr 2000 Fuß über Schröcken. Die Sonne beſchien die Berge mit den vielen hundert in ſolcher Höhe erſt ſichtbar gewordenen grünen Almen, ſie beſchien auch bereits das Felſeneiland, auf welchem Schröcken liegt. Aus der finſtern Waldſchlucht ringsum erhebt ſich, wie eine kleine runde Tafel dieſe grün bewachſene Matte, welche mit ihren hellbeſchienenen Häuſerchen und mit dem Kirchlein ungemein freundlich ausſah. Das war ein Bild beſchränkter Glückſeligkeit, glücklichen Friedens ſelbſt inmitten der Schrecken der Natur.

Noch einmal ſah ich hinab zu dem goldig beſchienenen Dörflein und in den tiefen Thalkeſſel, noch einmal hinweg über die beleuchteten Spitzen der Berge

hinein in's Land, das jetzt mit seinen unzähligen Gebirgsgipfeln im Morgenscheine vor mir lag: es war der Bregenzer Wald, der in wenigen Tagen sich mein Herz gewonnen hatte — noch einmal winkte ich ihm Lebewohl zu — und weiter ging's hinüber in's Lechthal nach Tyrol!

Druck von Leopold Freund in Breslau.